Karl X. Gustav.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Zweiter Theil.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1862.



Gedruckt bei Ferd. Ullrich.

Inhalt.

Zweiter Theil.

Karl X. Gustav.

Erstes Kapitel.

Am Belt.

Der Winter war frühzeitig eingebrochen, hatte Seen und Flüsse mit Eis belegt und selbst in das Meer hinaus mit starkem Arme gegriffen. Aber wenn auch die Natur ihren Schlummer begonnen hatte, um neue Trieb- und Lebenskraft für den kommenden Lenz zu fröhlichem Erwachen zu gewinnen, den Menschen in den Gegenden, welche sich diesmal der Krieg zu seinem Tummelplatze erwählt, war nicht die sonst auch im Kriege zur Winterszeit eintretende Ruhe vergönnt. Schleswig und Jütland, das nach der Eroberung von Friedrichsodde mit Ausnahme nur dreier Plätze in den Händen der Schweden war, hatte unter der ganzen

Last feindlicher Behandlung zu leiden; es mußte das fremde Heer nicht allein erhalten, sondern auch mit neuem Kriegsbedarf an Kleidung und Pferden versehen, der willkürlichen Gelderpressungen nicht zu gedenken, die sich viele, selbst höhere Officiere erlaubten. Aber auch den Truppen wurden die sonst üblichen Winterquartiere, in denen sie sich in allen frühern und spätern Kriegen, bis die neuere Zeit der Kriegskunst andere Bahnen gab, zu erholen pflegten, in diesem Jahre nicht zugestanden.

König Karl Gustav hatte sich durch den Protektor von England, Oliver Cromwell, dessen gewichtige Stimme im europäischen Staatensystem gehört werden mußte, bewegen lassen, englische Vermittelung zu einem Frieden mit Dänemark anzunehmen, vielleicht nur, um seinen guten Willen zu beweisen, weil er darauf rechnete, daß Friedrich der Dritte, in der Hoffnung auf den baldigen Beistand der Kaiserlichen und Brandenburger, die Unterhandlungen ablehnen werde. So geschah es auch. Der König von Dänemark, dessen Truppen noch Rendsburg, Krempe und Glückstadt besetzt hielten, glaubte, daß sein Gegner, von Deutschland her bedroht, weder gegen diese Plätze, noch gegen Fünen etwas Ernstliches mehr unternehmen könne, sondern eher auf seinen Rückzug aus Jütland bedacht sein

müsse, um hier nicht wie in einer Sackgasse, von feindlicher Uebermacht vernichtet zu werden; doch begab er sich in Person nach Fünen, wo sich schon der Bevölkerung ein panischer Schrecken bemächtigt hatte, so daß viele Einwohner, wie vorher die Jütländer, mit ihren besten Habseligkeiten die Flucht ergriffen, um auf Seeland eine letzte Zuflucht zu suchen. Auf der Insel Fünen war freilich kein fester Platz zur Vertheidigung vorhanden; die Werke von Wyborg hatte man verfallen lassen, weil man niemals an die Möglichkeit gedacht, daß das Inselreich selbst angegriffen werden könne Der König glaubte auch jetzt noch nicht, daß sein Gegner es wagen werde, einen Angriff zu versuchen, aber er wollte der Bevölkerung durch seine Gegenwart wieder Vertrauen einflößen und hier Streitkräfte sammeln, um jeden günstigen Augenblick zum Wiederergreifen der Offensive zu benutzen, wenn Karl Gustav, wie er meinte, den Rückzug aus Jütland und Schleswig antreten werde. Darum verstärkte er die Truppen, welche auf der Insel Fünen standen, durch Zuzug aus Schonen vom scandinavischen Festlande und ließ auch an den Befestigungen von Wyborg fleißig arbeiten War der Schwedenkönig tollkühn genug, Alles auf einen Wurf zu setzen und trotz der Feinde, die ihn von andern Seiten bedrohten, eine Landung auf

Fünen zu erzwingen, so sollte er hier den kräftigsten Widerstand finden. Alle Vermittelung einer fremden Macht, alle Friedensvorschläge, welche ihm durch dieselbe gemacht wurden, wies Friedrich der Dritte, auf die glückliche Lage seiner Inseln und den Beistand seiner Bundesgenossen vertrauend, ab.

Karl Gustav hatte mit Ungeduld auf diese Entscheidung gewartet. Langsam, aber sicher zog das Verderben gegen ihn heran, die Wintermonate kamen seinen Feinden zu gut; der Däne konnte seine Rüstungen zur Gegenwehr vollenden und der König achtete diesen Gegner wahrlich nicht gering; Oesterreich hatte Zeit, aus Schlesien, wo sich ein neues Heer sammeln sollte, bis zum Frühlinge seine Streitmacht an die Gestade des baltischen Meeres rücken zu lassen; der thatkräftige Churfürst von Brandenburg, dessen kriegerischen Genius er in der Schlacht bei Warschau kennen gelernt hatte, war vielleicht der erste im Felde, um Schwedisch-Pommern an sich zu reißen. Der König verblendete sich keinen Augenblick über diesen furchtbaren Bund, zu welchem noch Polen, der unversöhnte Feind, kam und vielleicht die Seemächte England und Holland, eifersüchtig auf Schwedens wachsende Macht, stoßen würden. Aber sein kühner Geist wurde durch Gefahren nur gestählt und er hatte seinen Ent-

schluß längst gefaßt. Dänemark zuerst, dann die andern!

Am heiligen Weihnachtsabend erging von Wismar der Befehl an den Reichsadmiral Wrangel, trotz der bösen Jahreszeit mit allen Schiffen, welche er ihm zur Verfügung stellen werde, die Landung auf Fünen zu bewirken. Da kam eine frische Bewegung unter die schwedischen Truppen, welche sogleich aus den Quartieren aufbrechen mußten, um sich an den bezeichneten Punkten zusammen zu ziehen. Hatten bisher die Dänen überall weichen müssen, so hoffte man auch, sie nun im Herzen ihres Reiches mit leichter Mühe zu besiegen. Ein schlimmes Weihnachtsfest für die armen Bewohner des Landes! In den Feiertagen trat Frostwetter ein, welches so streng wurde, daß der König durch einen neuen Befehl die Ausführung der schon angeordneten Operation verschob und abwarten wollte, bis das Eis, das sich bereits über den Belt gelegt hatte, stark genug sein werde, den Kriegsmarsch eines ganzen Heeres zu tragen.

Indessen wurde diese Hoffnung, für welche einige frühere, wenn auch seltene Erscheinungen sprachen, im eigentlichen Sinne bald zu Wasser. Zu Neujahr schon fing es wieder an zu thauen, das Eis verschwand von der Oberfläche der Meerenge, deren ohnehin rei-

ßende Wogen von Stürmen noch wilder aufgeregt wurden und es blieb denn nichts weiter übrig, als wieder auf die Ueberfahrt und Landung zurückzukommen, zu welcher dann auch alle Anstalten getroffen wurden. Diese erforderten jedoch mehr Zeit, als der König wünschte und er war zuweilen sehr unzufrieden mit seinen Dienern, welche seiner Feuerseele stets zu schwerfällig in der Vollstreckung seiner Befehle erschienen. So vergingen die ersten Wochen des neuen Jahres, ehe die Schilfe bei Alsen und Middelfahrt ihre Stationen eingenommen hatten und als die Einschiffung beginnen sollte, warf sich abermals hemmend der Frost dazwischen, der gleichwohl nicht stark genug war, um einen Zug über das Eis hoffen zu lassen.

„Habt ihr mir die Nachrichten gesammelt?“ fragte der König, welcher in seinem Sitze zu Wismar die Witterung täglich selbst beobachtete, seine Umgebung, „die Nachrichten, wie oft der kleine Belt in letzten Zeiten zugefroren gewesen? Ihr Güldenklau, als studierter und gelahrter Mann, wolltet mir darüber Bericht erstatten?“

„Ich habe dazu nur Euer Majestät Befehl erwartet,“ sagte der Reichsrath.

Der König wußte, was Güldenklau damit sagen wollte; es hatte sich in den letzten Tagen Niemand

getraut, den Gebieter, dessen Laune durch viele Nachrichten, die ihm auch vom Frankfurter Reichstage her zugegangen, verbittert war, ohne besondere Aufforderung zu nahen. — „Sprecht denn!" sagte er ruhig. „Ich habe mein Amt als Wetterprophet aufgegeben und will lieber auf die Vergangenheit bauen."

„Die ältesten Nachrichten, so man über das Zufrieren dieser höchst gefährlichen Meerenge hat," begann Güldenklau, „reichen bis in das Jahr Eintausend Acht und Vierzig —".

„Gott schütze mich!" rief der König. „Wollt Ihr nicht lieber von der Sündfluth anfangen? Ich verlange nur zu wissen, wie oft der kleine Belt in unserm Säculo zugefroren ist."

„Zweimal, Majestät. Anno zwanzig und fünf und dreißig."

„Zweimal nur in einem halben Jahrhundert?" rief Karl Gustav.

„Eure Majestät wolle bedenken, daß der Belt eine reißende Strömung aus der Ostsee in das Kattegat, oder wie es die Dänen nennen, Skagerak hat und folglich ein überaus starker Frost dazu gehört, ihn zu bändigen. Der Fall, daß er fest mit Eis belegt ist, kann also nur selten eintreten."

„Woher habt Ihr Eure Nachrichten?" fragte der König unmuthig.

„Unter den dänischen Gefangenen, welche allhier eingebracht sind, habe ich Leute von der Insel Bromsör, die mitten im Belt liegt, auch von Alsen und Fünen gefunden und befragt. Nur zwei konnten mir Bescheid geben, alte Männer schon und Schiffer von Handwerk, deren Aussagen ganz zuverlässig waren.“

„Zwischen zwanzig und fünf und dreißig liegen fünfzehn Jahre, nicht wahr, ihr Herren?“ wandte sich Karl Gustav an die Generale im Kreise. „Wenn wir eine gewisse Regelmäßigkeit in der Wiederkehr annehmen, so würden wiederum fünfzehn Jahre unser heutiges Ziel nicht erreicht haben. Wißt Ihr, Güldenklau, ob sich eine solche Regelmäßigkeit bemerklich gemacht hat?„

„In Dingen der Witterung, Majestät?“ fragte der Reichsrath und die Andern erschracken über seine Dreistigkeit.

Der König lachte aber. „Hast Recht, Meister!“ sagte er in ironischem Tone. — „Nun, ihr Herren, so müssen wir uns denn in Geduld fassen, ob uns der Frost eine Brücke schlagen will oder nicht! Das aber sage ich Euch,“ setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, „Ich werde das Schwert nicht eher aus der Hand legen, bis der Däne zu Boden geschlagen ist!“

Diese Worte fanden die freudigste Zustimmung

und bald sollte ihnen die That auf dem Fuße folgen. Die Kälte nahm in stetigem Fortschreiten zu. Da traf der König mit schnellem Entschluße seine Anstalten zur Abreise von Wismar und brach am 25. Januar auf, um sich selbst wieder an die Spitze seines Heeres zu stellen. Vier Hundert schwere Reiter, drei Hundert Dragoner und sechs Geschütze begleiteten ihn. Bei Kiel, wo er am 29. ankam, fand er bereits 6000 Mann zusammengezogen, welche ihre Quartiere in Jütland und Schleswig verlassen hatten. Der General-Lieutenant und Reichs-Admiral Wrangel, welcher in Abwesenheit des Königs den Oberbefehl geführt hatte, erwartete den Monarchen hier, um ihm seine Meldungen über die getroffenen Maßregeln abzustatten und sich über die von den Schwierigkeiten der Verhältnisse verursachte Säumniß in der Ausführung zu rechtfertigen. Der König war gerecht genug, diese Rechtfertigung gelten zu lassen.

Er beschied sogleich sämmtliche Generale zu einem Kriegsrathe, in welchem er ihnen seinen Operationsplan für den zu eröffnenden Winterfeldzug vortrug und ihre Ansichten darüber vernahm. Wohl erhoben sich einzelne Stimmen, welche auf die Gefahren eines möglichen Fehlschlagens und die weiter greifenden Folgen desselben in Bezug auf die andern

Gegner Schwedens aufmerksam machten, der König hörte sie ruhig an und gab ihnen Recht, aber er erklärte, daß ihm dennoch keine Wahl bleibe, als durch einen raschen und vernichtenden Schlag seinen nächsten und gefährlichsten Feind zum Frieden zu zwingen, wenn er nicht rettungslos durch die vereinte Macht seiner Gegner untergehen solle. Der Uebergang nach Fünen, gleichviel ob über das Eis oder bei offenem Wasser, sei das einzige Mittel; die Jahreszeit, wie schlimm auch unter gewöhnlichen Umständen, begünstige die Unternehmung, weil der Däne sie jetzt nicht erwarte. Mißglücke sie und breche dann Alles zusammen, so sei es doch ehrenvoller mit dem Schwerte in der Hand zu fallen, als rings umstellt, ohnmächtig zur Gegenwehr, von übermächtigen Feinden langsam erdrückt zu werden. Er, der König, sei sich vollkommen bewußt, daß er mit diesem Wagstück sein ganzes Reich und seine Krone auf das Spiel setze, aber nur auf diese Weise sei endlich doch der Sieg über Alle zu gewinnen und wenn Alles dennoch verloren, so werde er, wie ein Krieger, der er zeitlebens gewesen, zu sterben wissen.

Die ganze Kraft seiner Feuerseele hatte sich in seinem Blick und Ton, wie in seinen Worten ausgesprochen; hochaufgerichtet stand der König vor seinem Sitze, von welchem er sich, als er zu sprechen be-

gann, erhoben hatte, die Linke leicht auf den Tisch gestützt, wie er sonst in ruhiger Haltung die fremden Gesandten, die vor ihm in Scheu und Ehrfurcht bis zur Erde sich neigten, empfangen hatte, die Rechte aber in ausdrucksvoller Weise seine Rede begleitend, so gab der königliche Held seinen Feldherrn den Entschluß zu erkennen, an dessen Durchführung er sein Leben setzen wollte und eine allgemeine Begeisterung theilte sich ihnen mit. Als er geendigt hatte, erklärten Alle einstimmig, mit ihm zu kämpfen und siegen oder sterben zu wollen und der Beschluß über die nähern Erwägungen des Feldzugsplanes war bald gefaßt.

Damit aber auch der Klugheit Rechnung getragen und vielleicht ein kostbarer Aufschub weiterer Feindseligkeiten in seinem Rücken gewonnen werde, erklärte der König noch unter allgemeiner Zustimmung, daß er gesonnen sei, einen Botschafter mit Vollmacht zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen nach Polen zu senden, wozu er den Präsidenten Güldenklau ersehen habe. Der Pfalzgraf von Sulzbach, welcher gleichfalls dem Kriegsrathe beigewohnt hatte, wurde auch fernerhin zum Gouverneur in Holstein bestellt, wo er mit fünfzehn Regimentern das Land bewahren und aufmerksam im Auge behalten solle, was von Deutschland her durch die Kaiserlichen und Brandenburger Feindliches unter-

nommen werde. Der König hatte geheime Nachrichten von einem Trutz- und Schutzbündniß zwischen Oesterreich und Brandenburg erhalten, das seinem Abschlusse nahe sei, darin sollte bestimmt sein, daß ein Heer von 24,000 Mann unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Könige von Dänemark zu Hülfe kommen sollte. In dieser Fassung kam der Tractat auch wirklich am 5. Februar zu Stande. Karl Gustav sah darin nur eine dringendere Veranlassung, gegen Dänemark rasch vorzugehen. Aber, als ob der Winter mit ihm seinen Hohn treibe, fiel wiederum ein gelindes Wetter ein, welches mit Frost abwechselnd den Anfang des Februars bezeichnete. Der König behielt daher vorläufig sein Hauptquartier zu Kiel, während der Pfalzgraf die Besetzung von Holstein anordnete, und Wrangel zu seinem Heere eilte, das in der Gegend von Kolding und Hadersleben noch weitläufige Cantonnirungen inne hatte. Am Belte standen die Vorposten und mußten täglich die Haltbarkeit des Eises untersuchen. Die schmalste Stelle der Meerenge bei Middelfahrt, wäre freilich für den Uebergang die erwünschteste gewesen, da sie nur etwa 750 Schritt beträgt, folglich von den Colonenspitzen in einer halben Viertelstunde überschritten werden konnte, aber hier gerade war die Strömung so stark, daß sich das Eis nicht schloß. Die Aufmerksam-

keit mußte sich also auf die südlicher gelegenen breitern Stellen richten, die sich schon ganz mit Eis bedeckt hatten. Dort liegt mitten im Belt eine kleine Insel, Brandsör oder Bromsör genannt, und von der andern Seite, von Fünen her, streckt sich ihr ein waldiges Vorgebirge wohl drei Viertel Meilen weit entgegen, so daß die Wasserbreite, welche sonst über 13000 Schritt beträgt, bedeutend verringert wird. Diese Stelle schien daher für den Uebergang die geeignetste, aber freilich hatten auch die Dänen, natürlich noch landeskundiger, sie dafür erkannt, auf dem Vorgebirge bei dem Edelhofe Iversnäs, welcher ihm den Namen gegeben und den Belt beherrscht, Geschütze aufgefahren und an der Küste zwei kleine Schanzen erbaut, welche wie jene Stellung bei Iversnäs stark besetzt waren. Davon wußten aber die Schweden an der jütischen Küste noch nichts, und als am 5. Februar endlich von den Vorposten die langersehnte Meldung einlief, daß das Eis stark genug sei, sandte Wrangel diese Kunde sogleich in das königliche Hauptquartier nach Kiel, während er die Reiterei in enge Quartiere zwischen Hadersleben und Kolding zusammenrücken und die Infanterie ein Lager bei Heilse am Belt beziehen ließ, wo er selbst blieb Karl Gustav empfing die Nachricht mit großer Befriedigung und kam am 7. Februar in Hadersleben an, wo er un-

verzüglich einen Schlitten bestieg, um in das Lager zu fahren.

Die Truppen empfingen ihren Kriegsherrn mit unbeschreiblichem Jubel, seine Gegenwart machte sie des Sieges gewiß. Der König, nachdem er die Meldungen seines Feldherrn entgegen genommen hatte, setzte sich alsbald zu Pferde, und führte in Person, begleitet von seinem Stabe, hundert Reiter von der Königin Leibregiment und hundert Dragoner unter Oberstlieutenant Bauer über das Eis auf die Insel Brandsör hinüber, um diese vorläufig besetzen zu lassen.

„Eine Patrouille soll vorgehen!“ befahl er dem neben ihm haltenden Oberstlieutenant, nachdem er an dem östlichen Strande der Insel eine Weile das gegenüberliegende Vorgebirge von Fünen und die schneebedeckte Eisfläche, welche ihn noch davon trennte, betrachtet hatte.

Während Bauer einen Corporal mit mehreren Dragonern zur Patrouille bestimmte und aus dem Gliede vorrücken ließ, bemerkte der König, welcher vor der Compagnie des Leibregiments hielt, den bittend auf ihn gerichteten Blick des Officiers, der diese Compagnie befehligte.

„Du möchtest mitreiten?“ sagte er in bester Laune. „Nein, mein Sohn. Das ist kein Rittmeistersdienst —

Dein Platz ist bei Deiner Compagnie. Wir werden Alle den wackern Dragonern bald nachfolgen."

Der Corporal mit seiner Mannschaft ritt unterdessen schon an. Kaum war er jedoch ein Paar hundert Schritt vom Ufer entfernt, als das Eis unter der Last der Pferde zu krachen begann; der erste verdächtige Klang unter den Hufen erschreckte die Thiere und machte sie stutzen, auch die Reiter waren bestürzt und hielten an, statt rasch weiter zu reiten. — „Vorwärts!" schrieen vom Ufer viele Stimmen. Da wiederholte sich weithin fortgesetzt das unheilvolle Knistern und Krachen, das Eis brach an mehreren Stellen zugleich und die Pferde arbeiteten, schon versinkend, in Todesangst festen Fuß von den weichenden Schollen zu gewinnen. Rasch waren die Reiter aus den Sätteln, aber auch sie dem Ertrinken nahe — der König und seine Umgebung auf der Insel, Zeugen der Todesgefahr, riefen ihnen ermuthigend zu, viele Cameraden sprangen ab, um ihnen einen fast unmöglichen Beistand zu leisten — mit fast übermenschlicher Anstrengung gelang es endlich den Dragonern, sich aus dem Flutengrabe zu retten, ihre Pferde aber waren versunken.

Des Königs Stirn hatte sich nur einen Moment verdunkelt, er bewahrte, wo Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, die volle Zuversicht. Es mußte in ande-

rer Richtung die Tragfähigkeit des Eises und dabei zugleich die feindliche Stellung auf dem jenseitigen Ufer recognoscirt werden. Der Reichs-Admiral unternahm diese Recognoscirung in Person, um den Truppen, auf welche der verunglückte Versuch ungünstig gewirkt haben konnte, ein ermuthigendes Beispiel zu geben. Von einem kleinen Trupp begleitet, der sich jedoch auf dem Eise zerstreuen mußte, ritt er langsam in der geraden Richtung auf Iversnäs hinaus. Eine Strecke war er geritten, als sich wiederum das verrätherische Krachen hören ließ und gleich darauf das Eis an einer Stelle brach, zwei seiner Begleiter rettungslos begrabend — Wrangel winkte aber unerschrocken vorwärts, dem feindlichen Strande zu. Von der Höhe des Vorgebirgs, dem er mit seinem zerstreuten Trupp auf acht hundert Schritt nahe gekommen, flog jetzt ein weißes Dampfwölkchen auf, dem gleich daneben ein zweites folgte, Kartätschen prasselten daher und der träge Schall trug den Donner der beiden Geschütze, welche sie entsendet hatten, erst hinterdrein. Die Entfernung war für Kartätschen immer noch zu bedeutend, um die Wirkung, obenein auf vereinzelte Reiter zu haben, der Kugelhagel der kleinen Geschosse spritzte den Schnee auf und ging in matten Sprüngen ohnmächtig vorüber — indessen wußte man doch jetzt, daß Iversnäs mit Ge-

schütz bedeckt sei. Auch gewahrte der Admiral die Schanzen, welche auf den Hügeln an der Küste angelegt waren und sah die arbeitenden Bauern, welche das Eis derselben aufhieben. So konnte er dem Könige, der seiner mit Besorgniß harrte, wenigstens eine ausreichende Meldung zurückbringen.

Karl Gustav kehrte darauf in das Lager zurück, um von dort weitere Recognoscirungen zu veranlassen und die Besatzung von Brandsör noch durch 400 Reiter und Dragoner zu verstärken, damit sie sich auf jeden Fall, gegen einen feindlichen Versuch, sie wieder zu vertreiben, behaupten könne. Wie stark der Feind auf Fünen sei, wußte er freilich nicht, aber er hielt stets den richtigen militärischen Grundsatz fest, nie auf Schwäche oder Fehler des Feindes zu rechnen, sondern ihm das Beste zuzutrauen. Darum mußte er auch erwarten, daß die Dänen Alles daran setzen würden, ihm die wichtige Festung Friedrichsodde wieder zu entreißen und da ihm die kühne Reiterthat des Prinzen von Anhalt-Dessau gezeigt hatte, wie offen und wehrlos dieselbe von der Meerseite war, durfte er sie nicht so schwach besetzt lassen, als es Wrangel, um für den Angriff von Fünen möglichst viel Streitkräfte verwenden zu können, angeordnet hatte. Das Regiment Westgothen erhielt

Befehl, noch an demselben Tage aus dem Lager nach Friedrichsodde abzumarschiren.

Dann ließ der König zwei Officiere, die er persönlich bezeichnete, zu sich bescheiden. Es war der Rittmeister von Krockow, vom Leibregiment der Königin und der Lieutenant Löwenhjelm vom Regiment Anhalt. „Dankst Du mir," redete er den Erstern an, „daß ich als Dein Pathe Dich heut nicht auf das Eis schickte? Du lägest vielleicht jetzt tief unten, eine Beute der Fische."

„Eurer Majestät gehört mein Leben!" erwiederte Krockow.

„Du sollst auch nicht dahinten bleiben, wenn es gilt," sagte der König, indem er ihn auf die Backen klopfte — dann wandte er sich auch zu dem andern Offizier, welcher bescheiden am Eingange des Zeltes stehen geblieben war, und gab Beiden ihre Instruction. Sie sollten die Festigkeit des Eises nördlich und südlich des Vorgebirges untersuchen. Dort war der Belt zwar breiter, aber eben deshalb auch die Strömung minder gewaltig, welche an der schmalern Stelle durch die Landspitze von Iversnäs, an der die Wogen sich brachen, ungemein verstärkt wurde und dadurch das Eis, das sich festsetzen wollte, immerwährend schwächte. „Ich erwarte euch noch vor dem Zapfenstreich zurück, nehmt

zehn Reiter mit und bringt mir gute Nachricht!" Damit entließ Karl Gustav die beiden Officiere, welche sofort aufsaßen, um ihren Auftrag auszuführen; sie trennten sich, da ihnen nicht befohlen war, zusammen zu bleiben, Krockow wandte sich links, um nördlich die Halbinsel zu recognosciren, während Löwenhjelm die entgegen gesetzte Richtung nahm. Krockow hatte den König schon von Brandsör aus begleiten und seine Compagnie, welche auf der Insel zurückblieb, seinem Lieutenant übergeben müssen.

Karl Gustav begnügte sich mit dieser Sendung nicht. Sein Generalquartiermeister-Lieutenant Erik Dahlberg, der schon im letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges in seiner Umgebung als Ingenieur gewesen war, und sein ganzes Vertrauen besaß, hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß bei dem stärker eingetretenen Froste der Belt vielleicht auch zwischen Friedrichsodde und Middelfahrt fest zugefroren sei und wenn das der Fall, diese Uebergangsstelle als die schmalste unbedingt die beste bleibe. Erik Dahlberg war der terrainkundigste Officier des ganzen Heeres; ihm verdankt die Nachwelt die große Zahl von Plänen, für jene Zeit meisterhaft ausgeführt, welche dem berühmten Werke des Freiherrn von Pufendorf: „Lebensbeschreibung Karl Gustav s, Königs von Schweden," beigefügt

sind, Schlachtpläne, Städteansichten, kriegerische Darstellungen, höchst characteristische Zeichnungen von Haupt- und Staatsactionen, selbst für das Kostüm der Zeit wichtig. Der König hörte seinen Rath stets, wo der Gegenstand in sein Fach schlug; so auch heut. Dahlberg erbot sich selbst die Uebergangsstelle bei Middelfahrt nochmals zu untersuchen und der König gab seine Erlaubniß dazu, der General-Adjutant Lindeberg erhielt Befehl, Dahlberg mit ausreichender Bedeckung zu begleiten

Eine lange Zeit des unerträglichen Wartens folgte nun. Der kurze Wintertag neigte sich bereits zu Ende, die Sonne ging glühend roth unter, ein günstiges Zeichen für den wachsenden Frost. Abgehärtet war das schwedische Heer, wie kein anderes, an Ertragen aller Beschwerden gewöhnt, ohne zu murren, für den Winter gestählt und durch eine tüchtige Bekleidung geschützt. Die Kargheit, welche im folgenden Jahrhundert den Soldaten im knappen, groben Rock ohne Mantel fast erstarren ließ, kannte man damals noch nicht; der schwedische Krieger trug im Winter sogar einen langen warmen Pelz und selbst vor des Königs Zelte schritten die Trabanten den prächtigen Waffenrock mit dem verschlungenen GU durch einen lappländischen Pelz verdeckt auf und ab. Da trat der König, welchen die

Ungeduld nicht ruhen ließ, heraus; die beiden Trabanten stießen ihre, unter der Spitze mit zwei Zacken und einer Quaste gezierten Hellebarden auf den Boden und standen, wie Bildsäulen regungslos. Der König blickte gen Abend, wo das letzte Roth erlosch, dann über den leuchtenden Schnee, der nicht mehr unterscheiden ließ, wo das Land aufhörte und das gefrorene Meer begann. — „Wird es kälter?“ redete er die Trabanten an. Sie verstanden ihn und bejahten die Frage. „Macht euch warm!“ sagte er freundlich, wie er gegen den Geringsten seiner Krieger war. „Morgen, so Gott will, soll uns nicht frieren!“

Sie verstanden ihn wiederum und ein wildes Lächeln erhellte ihre wettergebräunten Gesichter. Karl Gustav's Trabanten hatten keine Zeit, im Palastdienste weichlich zu werden.

Am Zelte standen Edelleute und Diener des Königs, welche mit ihm, als er aus seinem innern Kabinet getreten war, das Freie gesucht hatten — manchem unter ihnen mochte die Kälte empfindlich sein, aber Keiner wagte es, davon ein Zeichen zu geben und Alle mußten ja den grimmigsten Frost wünschen, denn dieser allein gab ihnen eine Bürgschaft, daß sie nicht dasselbe Schicksal erleiden würden, das heut mehrere brave Reiter unter ihren Augen betroffen hattte. Der

König stand von seinem Entschlusse niemals ab, das wußten sie.

Wiederum kehrte Karl Gustav in sein Zelt zurück und warf sich auf sein Lager, um wenigstens den Körper zu ruhen, da sein Geist es nicht konnte. Es wurde spät, aber die Sterne funkelten am dunkeln Himmel und der Schnee verbreitete eine Helle über die ganze Gegend, daß man selbst ferne Gegenstände wahrnehmen konnte. Endlich gegen neun Uhr — der Zapfenstreich sollte eben geschlagen werden — kehrte Krockow und wenige Minuten später auch Löwenhjelm von ihrer Erkundigung zurück; sie wurden sogleich, wie der König befohlen hatte, gemeldet und vorgelassen.

Krockow brachte die ausführlichste Nachricht. Links von Iversnäs trug das Eis vollkommen, es war zwar jenseit der Strömung eine offene Stelle, welche hier und da wohl einige Ellen breit, jedoch an einem Punkte so schmal war, und dabei so starke und feste Ränder hatte, daß sie mit Leichtigkeit überschritten werden konnte. Bis gegen Tybring und Fönse war Krockow gewesen und hatte bei dem letztern Orte noch wahrgenommen, daß die Dänen auch hier zwei kleine Schanzen aufgeworfen hatten. Der König hörte den kurzen und klaren Bericht sehr zufrieden an und belobte seinen Pathen; auch Löwenhjelm meldete nun, daß das

Eis rechts von dem Vorgebirge gegen Langöe hin vollkommen haltbar sei. Sie wurden entlassen und der König harrte noch auf Dahlberg und Lindeberg, um sodann erst auf Grund der eingegangenen Nachrichten sich zu entscheiden. Krockow hatte, ehe er umkehrte, noch eine kleine Patrouille weiter geschickt, welche sich an das feindliche Ufer möglichst nahe heranschleichen und untersuchen solle, ob dort das Eis wie bei Iversnäs aufgehauen sei; er selbst, um den König nicht allzulange warten zu lassen, hatte sich nicht aufgehalten; erst eine Stunde nach ihm kehrte der Streiftrupp zurück und brachte den Bescheid, daß bei Jönserwiek und Tybringegerd das Eis unversehrt sei. Des Königs Entschluß stand danach schon halb und halb fest. Kein Schlaf kam in sein Auge, er war zu aufgeregt; die Kühnheit seiner Unternehmung, die Verantwortung, welche er gegen das Reich auf sich lud, wenn er sein ganzes Heer vielleicht der Gefahr eines ruhmlosen Todes in den Wellen aussetzte, wo ihm nur der Hohn seiner Feinde und das verdammende Urtheil der Nachwelt folgen würde, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Er zählte die Stunden mit wachsender Ungeduld, und theilte schon einige Befehle aus.

Endlich um zwei Uhr nach Mitternacht kehrte Erik Dahlberg mit dem General-Adjutanten Linde-

berg zurück und meldete, daß auch bei Friedrichsodde das Eis die vollkommenste Tragfähigkeit besitze. Der König fand aber, daß die rasche That nicht mehr verzögert werden dürfe; Friedrichsodde war fünf Meilen entfernt; wenn also die Truppen erst dorthin marschiren sollten, so mußte der Uebergang morgen wiederum für einen Tag aufgeschoben werden. Auch hatten bereits einige Regimenter der Reiterei, welche in den entferntesten Dörfern standen, Befehl zum Aufbruch nach dem für den Fall des Ueberganges bei Iversnäs bestimmten Sammelplatze erhalten. So entschloß sich denn Karl Gustav zur ungesäumten Ausführung seines Unternehmens.

Im Lager wurde nun Leben. Die Generale erhielten ihre bestimmten Befehle, Adjutanten eilten, den Anmarsch der Reiterei zu beschleunigen. Alle Truppen mußten sich mit Brettern, Balken und Stroh zur Ueberbrückung offener und Verstärkung schwacher Stellen im Eise versehen, auch wurde Krockow beauftragt, die von ihm gefundenen günstigen Punkte, namentlich die schmale Stelle offenen Wassers, welche er allein in der Nacht angeben konnte, mit Faschinen und Stroh zu schließen, das reichlich begossen werden sollte, um fest zu frieren. Er vollstreckte diesen Auftrag so gut, daß hier nicht die mindeste Gefahr mehr vorhanden

war. Das Geschütz wurde zerlegt und auf Schleifen gebracht. Allmälig trafen die einzelnen Reiter-Regimenter ein und rückten auf die Insel Brandsör hinüber. Oberst Bornemann mit dem Leibregiment der Königin, dem Regimente des Prinzen von Anhalt und dem des Reichs-Admirals Wrangel, bildete die Vorhut, ihm wurden 390 sogenannte „Commandirte“ beigegeben. Es waren dies auserlesene Musketiere, wie sie schon im dreißigjährigen Kriege unter Gustav Adolf in der Schlachtordnung zwischen die Reitergeschwader gestellt wurden, um diese beim Kampf durch ihr Feuer zu unterstützen. Die Reiterei bewegte sich damals langsamer zum Angriff, als in späterer Zeit, sie gebrauchte selbst noch viel die Feuerwaffe, welche Verkennnng ihres eigentlichen Elements trotzdem, daß große Feldherrn, wie der genannte Schwedenkönig und Wallenstein gegen diese Unsitte Befehle erlassen, doch immer noch vorwaltete. Bei den langsamern Gangarten, welche meist nur geritten wurden, konnten jene commandirten Musketiere der Reiterei wohl folgen und mit ihr in Verbindung kämpfen. Sie waren aber außerdem noch zu mancherlei Dienstleistungen, wozu man leichte Fußtruppen brauchte, bestimmt.

So hatte der König noch in den letzten Stunden der langen Winternacht Alles vorbereitet, was den

Erfolg seines Marsches über das Eis und seines Angriffs auf den Feind, der seine Zeit ebenfalls nicht verloren hatte, nur irgend sichern konnte. Dann demüthigte er sich vor dem Herrn der Heerschaaren uud betete um dessen Schutz und Gnade.

Zweites Kapitel.

Die Schlacht auf dem Meereseise.

Der 9. Februar des Jahres 1658 brach an, es war ein Samstag. Der Himmel war rein, im Osten verkündeten die Purpurlichter des Aufgangs einen sonnenhellen Wintertag Es war bitter kalt, wie man es für den großen Zweck nicht besser wünschen konnte.

Auf der Insel Brandsör formirte sich das kleine schwedische Heer in Schlachtordnung, seine Hauptstärke bestand wie immer in der Reiterei. Während in allen Staaten Mittel- und Süd-Europa's die Reiterei bereits unter dem Einfluße der veränderten Kriegsverhälnisse namentlich der allgemein verbreiteten Feuerwaffen von der hohen Stellung, welche sie im Mittelalter besessen,

allmälig zurückgewichen und in ihrem bisherigen Zahlenverhältniß zum Fußvolk bedeutend vermindert worden war, behauptete die schwedische Reiterei noch immer den ersten Rang im Heere, und zwar nicht allein der Zahl nach, sondern auch durch ihre Thaten — trotz aller Feuerwaffen! Wir wünschen der Reiterei unserer Gegenwart ein Gleiches!

Hier auf Brandesör waren 17 Reiter-Regimenter versammelt, in Ganzen 120 Compagnien, 9000 Pferde stark. Das Fußvolk zählte nur etwa 3000 Mann, war auch noch nicht ganz übergesetzt, ja zum Theil noch von Stenderup her in Anmarsch. Doch hatte der König in der Schlachtordnung welche er entworfen, auf dasselbe gerechnet, es sollte unter Jakob de la Gardie und dem General Favasor, der mit einigen Compagnien neuangeworbener Engländer in Holstein angekommen war, die Mitte einnehmen und hier fünf Brigaden bilden. Die 120 Reiter-Compagnien waren in 44 Escadrons formirt. Solche Geschwader wurden damals zur Schlacht in verschiedener Stärke aufgestellt, 3, 4 oder mehr Compagnien, sie nahmen Zwischenräume, die ihrer Frontbreite gleich waren und die Escadrons des zweiten Treffens standen immer auf diese Zwischenräume gerichtet, um durch dieselben, wenn das erste Treffen geworfen war, zum Angriff vorzubrechen. Der Reichs-Admiral

Wrangel befehligte den rechten, General-Major Berents den linken Flügel, der Markgraf von Baden unter Wrangel das erste, Totte das zweite Treffen. Bis an das Ufer vorgerückt standen schon die drei Regimenter der Vorhut unter Bornemann mit ihren commandirten Musketiren, des weitern Befehls gewärtig. Auf dem jenseitigen Ufer konnte man nun auch die dänischen Truppen in Schlachtordnung erblicken, doch hinderte die eigenthümliche Bodengestaltung auf Fünen, ihre Stärke zu schätzen. Die Hügel, die einzelnen zerstreuten Gehölze und die vielen landesüblichen Hecken des durchschnittenen Landes verbargen dieselbe und gewährten, zugleich gegen den Angriff von Reiterei, welcher zunächst nur erfolgen konnte, eine gute Deckung.

Der König, in dessen zahlreichem Gefolge sich selbst die fremden Gesandten befanden, welche an der Ehre dieses unerhörten Zuges Theil nehmen wollten, erschien jetzt vor der Front der Truppen, aber er gab den Befehl zum Abmarsch noch nicht. Er ritt zur Vorhut und befahl demselben Officier, welcher gestern das Eis untersucht hatte, mit 24 Pferden seiner Compagnie nochmals die Stellen, die in der Nacht verstärkt worden waren, zu recognosciren. Karl Gustav Krockow ritt frisch dazu an, sein Lieutenant führte ihm die Compagnie zur Unterstützung nach, im Fall die Dänen, welche einzelne

Dragonertrupps zur Beobachtung vorgeschoben hatten, mit ihm anbinden sollten. Man sah die kleine Abtheilung geschlossen über den gefrorenen und beschneiten Belt ungefährdet dahin reiten und bald kam auch die Meldung zurück, welche die Haltbarkeit von Neuem versicherte.

Da hob sich Karl Gustav kraftvoll in den Bügeln, daß die lange Feder, die von seinem Hute herabhing, empor wehte und gab dem Obersten Bornemann Befehl mit der Avantgarde vorzurücken Der Oberst ließ sogleich, wie vorher angeordnet war, seine Mannschaft absitzen und die Reiter zu Fuß, das Pferd am Zügel, in geöffneten Reihen sich ausdehnen, wodurch die Last, welche das Eis zu tragen hatte, mehr vertheilt und die Gefahr einzubrechen vermindert wurde Aller Augen waren auf sie gerichtet und die Herzen schlugen höher in Erwartung der kommenden Ereignisse. Die Strömung mit den bedenklichen Stellen hatte die Vorhut glücklich überschritten, sie hielt jetzt an und saß wieder auf, um sich zum Gefecht zu formiren. Denn auf dem rechten Flügel der Dänen gegen Tybring und das Foenser-Holz hin machte sich eine Bewegung bemerkbar, dort mußte es zum ersten Zusammenstoß kommen. Der König gab daher Wrangel den Befehl, mit dem rechten Flügel der Reiterei zum Angriff vorzugehen, während er Be-

rents mit dem linken noch zurückhielt. Er konnte, weil er selbst so gehandelt hätte, den Gedanken nicht aufgeben, daß die Dänen ihrerseits zur Offensive schreiten, seinem Angriffe mit einem Gegenstoße begegnen, ja auf eine andere Stelle nach Jütland übergehen würden, um dort seine wenigen zurückgelassenen Streitkräfte zu vernichten und ihn selbst auf Fünen in die gefährlichste Lage zu bringen. Darum hatte er das Regiment Westgothen nach Fridericia abmarschieren lassen, darum hielt er jetzt noch seinen linken Flügel auf Brandsör zurück und behielt selbst seinen Standpunkt hier, um allen feindlichen Unternehmungen begegnen zu können.

Unterdessen hatte die Schlacht auf dem Eise begonnen. Die Dänen waren durch das Vorgehen Bornemann's bewogen worden, ihm von ihren rechten Flügel das Reiter-Regiment Seestätten entgegen zuschicken. Bornemann, welcher bereits die Strömung passirt und seine Regimenter nun hatte aufsitzen lassen, griff den Feind, der sich bei Tybring zeigte und zugleich das Fönser-Holz mit abgesessenen Dragonern besetzte, mit Ungestüm an, warf ihn und nahm den Oberst Seestätten, mit dem größten Theile seiner Officiere, welche tapfer kämpfend die Flucht verschmähten, gefangen. So konnte der schwedische Befehlshaber seinem Könige als glücklichen Anfang zwei eroberte dänische Standarten zurücksenden,

während er seine Reiter wieder sammelte und die Pferde für den Fortgang des Kampfes zu Athem kommen ließ.

Der Oberbefehlshaber auf Fünen, General-Lieutenant Güldenlöwe, war schwer erkrankt, für ihn hatte Oberst Jens Hadersleben das Commando bei Iversnäs übernommen. Sein eigenes Regiment war nicht einmal gegenwärtig, das stand noch in Svendsborg auf der äußersten Südspitze der Insel, wie auch auf andern Punkten, welche zu bewachen waren, noch Truppen standen, so daß freilich die Dänen bei Iversnäs der Zahl nach den Schweden nicht gewachsen waren. Sie hatten aber alle Vortheile des Terrains, welches für Reiterangriffe nicht ungünstiger gedacht werden konnte, für sich und vertrauten außerdem auch auf Dänemark's ältesten Bundesgenossen, die See, welche den feindlichen Einfall nicht dulden, sondern das Heer Karl Gustav's mit seinem Könige unter dem brechenden Eise in ihren Fluten begraben werde.

Schon begrüßten sie auch die ersten Anzeichen dazu mit Freuden. Wrangel hatte seine Schwadronen mit weiten Intervallen vorrücken lassen, das Vorgebirge links umgehend. Aber wie vorsichtig die Reitermasse sich auch auseinander zog, die Last war doch in der Nähe der Strömung zu gewaltig und die beschneite Eisfläche fing sichtlich an, sich zu biegen. Die Schwe-

den bemerkten das wohl am besten, aber sie kümmerten sich darum nicht und blieben im entschlossenen, wenn auch langsamen Vorrücken. Dadurch wurden die Dänen genöthigt sich mehr rechts zu ziehen, um dem Angriff eine verstärkte Front entgegen zu setzen, die neue Stellung an der Meeresbucht war vortrefflich gewählt: der rechte Flügel gedeckt durch viele Gräben und hohe, dichte Hecken, wie sie die einzelnen Ackerstücke und Wiesen des fruchtbaren Landes von einander scheiden, der linke Flügel, welcher in dem hügeligen Terrain des Vorgebirges Schwierigkeiten für seine Formation fand, war gradezu auf das Eis des Meeres gestellt und hatte die schwächsten Stellen desselben vor sich.

Der König hatte die ersten Trophäen seiner Vorhut mit Freude empfangen. Sein Fußvolk mit dem Geschütz war noch immer nicht eingetroffen, aber er konnte darauf rechnen, daß es bald kommen und so wenigstens den Rückhalt gegen etwaige Ausfälle der Dänen, wie er sie bisher erwartet, bilden werde. Mehr und mehr hatte er jetzt auch die Ueberzeugung gewonnen, daß er nichts für seinen Rücken zu besorgen habe, sondern daß sich die Dänen, statt eines solchen entscheidenden Schrittes, mit der Vertheidigung von Fünen begnügen würden. Er säumte daher nicht länger, das volle Gewicht seiner Streitmacht in die Wagschaale

der Schlacht zu werfen, gab auch dem linken Flügel Befehl über das Eis zu gehen, und eilte selbst voraus, um die Reiterschlacht, welche eben beginnen sollte, zu leiten. Seine Truppen hatten das feste Land theilweise schon erreicht als er ankam.

Wrangel mußte mit seinem Angriff, den er gegen die dänische Front richten wollte, sofort einhalten. Karl Gustav hatte mit seinem Adlerblick schnell die ganze Stellung des Feindes erkannt, obgleich er die Stärke desselben hinter seinen Deckungen nicht wahrnehmen konnte. Ein bloßes Draufgehen war nicht rathsam, nur ein geschickt combinirter umfassender Angriff, während die Aufmerksamkeit des Feindes in der Front und auf dem andern Flügel beschäftigt wurde, hatte sichern Erfolg in Aussicht. Die bisherige Vorhut: Bornemanns drei Reiter-Regimenter mit den 390 commandirten Musketieren, nebst vier Escadrons vom ersten Treffen des rechten Flügels, wurden unter Wrangel gestellt; der Reichs-Admiral erhielt den Befehl, den linken feindlichen Flügel: Reiterei und Fußvolk, das ohne Deckung auf der Schneefläche stand, anzugreifen, aber nicht eher, bis er wahrnehmen würde, daß die Umgehung des rechten Flügels der Dänen, welche der König mit allen übrigen Reiter-Regimentern in Person unternahm, gelungen sei. Diese Bewegung erforderte die größte Kraft-

anstrengung von Menschen und Pferden. Der Schnee war tief und nirgend Bahn, verschneite Gräben und dichte Hecken setzten überall den Rossen Hindernisse entgegen; in erstere stürzte mancher Reiter und seine Hinterleute polterten über ihn hinweg, die Hecken mußten erst mit Klinge und Axt, welche letztere jeder Dragoner am Sattel führte, durchbrochen und in dieselben eine genügende Lücke gehauen werden, um sie passiren zu können. Unbegreiflich, daß die Dänen ihre Vortheile hier nicht besser benutzten, und auf die natürlich in großer Unordnung sich durch die Hindernisse hindurcharbeitenden Schwadronen mit einer kräftigen Attacke fielen, da sie die Umgehung doch bemerken und das Krachen der einstürzenden Hecken hören mußten. Sie begnügten sich aber mit einem Feuer aus ihrer Stellung, das wenig Wirkung that; überdem wurden sie in der Front durch Wrangel im Schach gehalten, der die commandirten Musketiere, welcher der bisherigen Vorhut beigegeben waren, ein Feuer auf die dänische Infanterie eröffnen ließ, um seinem sonst verdächtigen Zaudern im Angriff den Schein zu geben, als wolle er denselben erst durch seine Schützen gehörig vorbereiten lassen. Vielleicht hatten auch die Dänen, wie sich im eigenen Lande wohl annehmen läßt, Kunde von dem Anmarsch des schwedischen Fußvolks erhalten, auf welches wahrscheinlich

3 *

gewartet werde, und erklärten sich dadurch die Pause. So konnte Karl Gustav seinen Plan durchführen. Während der Bewegung noch gab er dem Markgrafen von Baden den Befehl mit drei Escadrons, bestehend aus seinem eigenen und den Regimentern Pfalz-Sulzbach und Hessen-Homburg sich von ihm zu trennen, noch weiter landeinwärts zu halten und solchergestalt die Dänen ganz zu umgehen und in den Rücken zu nehmen. Der König mit zwei Regimentern hielt Verbindung zwischen dem Markgrafen und Wrangel; das zweite Treffen folgte mit großem Abstande. Alles war daher ziemlich weit auseinandergezogen wie es die Gefahr des Einbrechens nothwendig machte, es wurde dadurch den einzelnen Abtheilungen sehr erschwert, in das Gefecht der andern einzugreifen.

Als nun die Hecken glücklich durchbrochen waren, erhielt der Markgraf von Baden, welcher seine Umgehung vollendet hatte, den Befehl zum Angriff, welcher sofort vier dänische Escadrons, die ihm entgegen gingen, vollständig über den Haufen warf. Gleichzeitig attackirte der König in Person an der Spitze des Reiter-Regiments Westgothen und als auch hier der Feind wich, ließ Karl Gustav die Schlacht, die er so glücklich eingeleitet hatte, ihren Gang gehen und ritt mit seinem Stabe nach einem Hügel am Ufer, wo er auch Wrangel's

Angriff überschauen konnte. Er hatte selbst im Gefecht den Degen nicht gezogen, sondern den Feldherrnstab auf den Schenkel gestützt im Handgemenge, das um seine Person entstand, die eisernste Ruhe bewahrt. Jetzt, wo er weithin erkennbar, auf dem Hügel hielt, richteten die Dänen ihre Geschütze dorthin, die Kugeln sausten den hohen Officieren und Herrn vom Hofe über die Köpfe hinweg, und verursachten manche unwillkührliche Bewegung, ein Paar schlugen dicht beim Könige ein, daß der Schnee hoch empor spritzte und ein Eissplitter den Monarchen an der linken Schläfe ein wenig verletzte. Er achtete dessen nicht, sein Auge war scharf nach seinem rechten Flügel, welcher eben entschlossen auf dem Eise vorging, gerichtet.

„Bleibt zurück, ihr Herren!“ sagte der König plötzlich und ritt, nur von Wenigen begleitet, vom Lande wieder auf die Eisfläche hinunter, um der Entscheidung, welche sich hier vorbereitete, nahe zu sein. Auf dem andern Flügel wogte der Kampf hin und her, wie Reitergefechte, mit abwechselnden Schwadronen geführt, sich zu gestalten pflegen.

Da schallte wiederum das entsetzliche Krachen, das die Truppen nur zu gut kannten, auf der rechten Seite, wo Wrangels erste Geschwader zu geschlossen und zu hitzig angesetzt hatten. Es wiederholte sich an mehreren

Stellen und ein wilder Jubel der Dänen begrüßte den alten Bundesgenossen, der sich endlich unter seinen Fesseln zu regen begann. Bei den Schweden war es ganz still geworden, aber sie rückten mit unverminderter Entschlossenheit vor. Da borst das Eis in einem mächtigen Strudel und zwei ganze Compagnien mit Roß und Mann wurden von den schwarzen Wogen verschlungen! Zwei Compagnien von Waldeck's und Königsmark's Regiment waren es — ein furchtbarer Anblick, diese wild verschlungene, um ihr Leben kämpfende Masse von Menschen und Thieren zu sehen, wie sie in die Tiefe versank. Auch hinter den Truppen krachte es jetzt, als wolle das Meer ihnen den Rückzug abschneiden — das Eis brach auch dort an einer Stelle, wohin sich zu früh bei noch unentschiedener Schlacht, des Königs Karosse und der Wagen des französischen Gesandten Terlon getraut hatten — beide verschwanden in der aufspritzenden Flut Kein Wunder, daß selbst die versuchtesten Regimenter bei diesen Schrecknissen von Grauen erfaßt wurden und wie auf Commando der Angriff beinah auf allen Punkten stockte.

Aber der König war den Seinigen nahe, er ritt schon über das Eis, als sich das Furchtbare auf dem rechten Flügel begab — seine Begleiter riefen ihm zu: „Rettet Euch, Majestät! und das feste Land war so

schnell wieder zu erreichen. Aber seine große Seele dachte nicht einen Augenblick daran, seine eigene Person nun in Sicherheit zu bringen, er war von jeher gewohnt, Noth und Gefahren und bereit, wenn es sein mußte, selbst den Tod mit seinen Truppen zu theilen. Statt der ängstlichen Mahnung seiner Getreuen zu folgen und sein Roß wieder zum Lande zu wenden, ritt er in rascher Gangart über das hallende Eis weiter meerwärts, die zertrümmerten Schollen in den klaffenden Rissen, wo noch die Strudel brausten, zwischen sich und den vorgerückten Geschwadern lassend.

„Blast zum Angriff!" herrschte seine Stimme den Leibtrompetern zu, welche ihm folgten — und der mächtige Klang, mehr noch der Anblick des Königs, der allen Gefahren trotzte, belebte die Truppen mit neuer Zuversicht. Bald schmetterten überall die Heertrompeten wieder das wohlbekannte Signal; ein Adjutant, schon früher abgeschickt, rief Claas Totte mit den upländischen Reitern zur Unterstützung Wrangels vom andern Flügel herbei, denn die Dänen hatten schon angesetzt den entnervenden Eindruck des Eisbruchs zu benutzen und mit aller Macht dem Reichs-Admiral in die offene Flanke zu gehen.

Aber das Leibregiment der Königin unter dem tapfern Obrist-Lieutenant Lübecker stürzte sich mit seinen

sechs Compagnien zugleich in einem wüthenden Anprall auf den Feind, warf ihn völlig über den Haufen und zersprengte die ganze dänische Reiterei, welche hier zusammengezogen war, so daß die Schlacht dadurch entschieden wurde. Die Upländer, wie die übrigen Regimenter, welche noch einhauen wollten, kamen zu spät: das Leibregiment hatte ihnen alle Lorbeern weggepflückt und hier fast allein die ganze Ehre des Tages davon getragen. Noch stand zwar die dänische Infanterie in fester Schlacht-Ordnung auf dem Eise, in Deutschland angeworbenes Volk, aber sie war zu schwach, um noch Widerstand zu leisten, kaum 150 Mann stark, welche nicht Lust hatten, sich für eine fremde und hoffnungslose Sache aufzuopfern. Der Reichs-Admiral ritt heran und forderte sie auf, sich zu ergeben; sie feuerten ihre Gewehre in die Luft und gaben sich gefangen. Die schwedische Infanterie mit dem Geschütz war noch weit entfernt, jene 390 commandirten Musketiere hatten allein an der Schlacht Theil genommen, welche die Reiterei, kaum 6000 Pferde stark — weil nicht alle Regimenter zum Kampfe gekommen — unter den erschwerendsten Umständen gewonnen hatte.

Die Insel Fünen, das „feine Land," wie der Name lauten soll, war der Preis des Sieges. Was noch von dänischen Truppen auf derselben stand, mußte

jetzt rasch vernichtet werden. In Middelfahrt und Nyborg, auch Svendborg, das wußte der König, befanden sich feindliche Besatzungen. Er entsendete daher nach kurzer Rast vom Schlachtfelde den unermüdlichen Obersten Ascheberg mit seinem Regiment und dem des Prinzen von Sachsen-Weimar gegen Middelfahrt, den General Fabian Berents mit zwei andern nach Svendborg, während er mit dem Heere noch bis zu dem Dorfe Konge zog, nicht weit von Assens, der „Asen" Vorgebirg, von den altnordischen Göttern so genannt. Hier hatte König Christian III. einst in der sogenannten Bürgermeisterfehde den Grafen Christoph von Oldenburg, der im Dienste Lübecks bei dieser letzten Erhebung stand, geschlagen und die Stadt war ihrer Mauern beraubt und geplündert worden; jetzt bezog hier wiederum ein feindliches Heer das Lager. Der König brachte die Nacht im Pfarrhause zu Konge zu und wußte den geistlichen Herrn, der mit seiner Familie in der größten Furcht schwebte, durch seine gewinnende Persönlichkeit ganz zu bezaubern. Im Lager wurde die strengste Mannszucht gehalten, so daß die benachbarten Edelhöfe und Dörfer von allen Gewaltthaten verschont blieben, sie lieferten dafür willig Lebensmittel. Die Nacht war noch kälter, als die vorige. Die Reiterposten der Feldwachen, welche gegen Odense, die Haupt-

stadt der Insel, ausgesetzt waren, konnten nicht zu Pferd bleiben, um nicht ihre Gliedmaßen zu erfrieren; überall brannten mächtige Feuer, ein feindlicher Ueberfall war ja nicht mehr zu besorgen.

Fünen ist wirklich ein „feines," ein anmuthiges Land, daher sich von Alters her die vornehmsten Adelsgeschlechter des Königreichs auf dieser Insel ansäßig gemacht hatten und nicht leicht auf gleich großem Gebiet soviel Edelhöfe anzutreffen waren. Der Winter hielt freilich die fruchtbaren Auen umfangen und die fischreichen schönen Seen, wie die kleinen Flüsse und Wasseradern, welche die Landschaft in andern Jahreszeiten so lebendig machen, waren mit Eis und Schnee bedeckt — aber was die Scheuern aufgespeichert hatten und die Keller und Vorrathskammern enthielten, der weltberühmte Meth, das Erzeugniß der großartigsten Bienenzucht, die köstlichen finnischen Aepfel, als Zugabe zu gediegener Fleisch- und Gemüsekost kam den Siegern zu gut. Seit hundert vierzig Jahren, eben seit jenem Kriege mit Lübeck, dem Oldenburger und dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg, welche durch die Schlacht auf dem Ochsenberge bei Assens beendigt worden war, hatte kein Feind den Boden Fünens betreten und es standen daher dem schwedischen Heere geschonte, fette Quartiere und bei einiger zu verhoffen-

den Milderung der Disciplin auch reiche Beute in Aussicht. Trotz der grimmigen Kälte ging es daher im Lager bei Konge lustig zu und die ernste Erinnerung an die verunglückten Brüder, welche ihren Tod unter dem Eise gefunden hatten, warf nur bei wenigen Gemüthern einen Schatten in die Siegesfreude.

Am andern Tage, dem Tage des Herrn, hielt Karl Gustav seinen Einzug in die Hauptstadt des Landes, die uralte Odense, welche ihren Namen von Odin, dem höchsten Gotte der nordischen Vorzeit führt, nicht, wie Manche behaupten, vom deutschen Kaiser Otto dem Großen, der gar nicht bis hieher gedrungen ist. Die volkreiche Stadt, deren Bürger eine bedeutende Schifffahrt trieben, zum Theil selbst große Schiffe besaßen, war auch der Sitz vieler vornehmer und begüterter Adelsfamilien; eine Deputation der angesehensten Einwohner, den greisen Bischof von Fünen und den Stifts-Amtmann an der Spitze, ging dem Könige entgegen und bat um Schonung der Stadt, welche ihnen huldreich gewährt wurde. In Odense lag noch der bisherige Oberbefehlshaber auf Fünen, General-Lieutenant Güldenlöwe, krank, ein paar Reichsräthe, welche der König zurückgelassen hatte, befanden sich noch hier, weil sie nicht mehr nach Seeland zu entkommen glaubten, mehrere Obersten und Hauptleute, mit vielen Sol-

daten, die nicht in der Schlacht von Iversnäs gefallen oder gefangen waren, hatten sich nach Odense geflüchtet, auch Steen Bille, der mit zehn Reiter-Compagnien den kleinen Belt bei Middelfahrt bewacht hatte, war noch vor Ascheberg's Annäherung von dort nach Odense gekommen — sie Alle mußten sich nun zu Gefangenen ergeben. Den General Güldenlöwe und die Reichsräthe entließ der König auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen ihn zu dienen, die übrigen Officiere wurden nach Friedrichsodde gesendet, die Gemeinen in schwedische Regimenter gesteckt.

Der König nahm seinen Sitz in dem königlichen Schlosse, das auf der Stelle erbaut war, wo das frühere Johanniskloster gestanden hatte, es war alt und beschränkt, wie es denn auch nicht allzulange nachher von Friedrich IV. neu gebaut worden ist. Dann wohnte Karl Gustav dem Gottesdienste im Dom bei, dessen Grundstein vor sechshundert Jahren durch König Knud den Märtyrer gelegt worden, dessen Gebeine auch hinter dem Altare im vermauerten Gewölbe beigesetzt sind. Der Sieger dankte dem Allerhöchsten für das, was ihm bis jetzt gelungen war und erflehte seinen Segen zu der Vollbringung des Werks.

Mehrere Tage verweilte er in Odense, um die Erfolge seiner entsendeten Obersten abzuwarten. Asche-

berg hatte zwar Steen Bille nicht mehr in Middelfahrt getroffen, der mit seinen zehn Reiter-Compagnien schon nach Odense abmarschirt war, wo er freilich auch seinem Schicksal nicht entgehen konnte, dafür nahm er aber 450 Mann Fußvolk gefangen, mit denen der Oberst Henrichson das Schloß Hindsgavl besetzt hielt. Dies uralte königliche Schloß, auf einer Landzunge unweit Middelfahrt gelegen, welche sich in den kleinen Belt hinein streckt, hatte König Friedrich der Dritte, kürzlich an einen seiner Räthe, Erik Banner, verschenkt, welcher dasselbe umzubauen angefangen hatte, so daß es nicht mehr haltbar war. Ein anderer Punkt, gegenüber von Friedrichsodde, wo noch ein Uebergang nach Jütland ist, die Striebs-Ferge und König Friedrich die Absicht gehegt, seiner Gemahlin zu Ehren eine Stadt Sophien-Odde anzulegen, war von den Dänen gar nicht bewacht; ein Beweis mehr, daß es ihnen niemals um eine Diversion, wie Karl Gustav sie erwartet, zu thun gewesen. Ascheberg ließ im Schlosse Hindsgavl am Middelfahrt-Sund nur 40 Reiter zur Besatzung zurück und führte dann seine Gefangenen dem Könige zu; es waren geworbene Deutsche, welche sogleich bereit waren, in schwedische Dienste zu treten. Man ließ sie auch zusammen und gab sie als ein neues Regiment dem Grafen Jakob de la Gardie. Bei Svendborg hatte

Fabian Berents unterdessen auch die 500 Pferde auf dem Zuzug zur dänischen Hauptmacht getroffen und zersprengt. So war denn Alles, was vom Feinde auf Fünen gestanden, mit Ausnahme Weniger, die über das Eis nach Seeland entkamen, den Schweden in die Hände gefallen. Nur Nyborg hielt sich noch.

Jetzt knüpfte König Friedrich Friedensunterhandlungen an, welche er erst so stolz und siegesgewiß ausgeschlagen hatte, er beantragte zugleich auch einen Waffenstillstand. Diesen aber schlug Karl Gustav ab; er war fest entschlossen, dem Feinde keine Zeit zur Erholung zu gönnen und so lange der strenge Frost noch anhielt, auch den großen Belt zu überschreiten, um erst auf Seeland, im Herzen Dänemarks, zu Kopenhagen dem Gegner auf Gnade oder Ungnade Friedensbedingungen vorzuschreiben. Doch lehnte er darum, wie es den europäischen Mächten gegenüber die Politik gebot, die Friedensunterhandlungen nicht ab, welche denn auf der kleinen Insel Spröe mitten im großen Belt zwischen Fünen und Seeland eröffnet wurden. Das Inselchen, auf welchem sich damals ein einziger, aber sehr reicher Bauernhof befand, ist seitdem noch kleiner geworden, weil die Meeresströmung an ihm nagt. Die Reiterei der Schweden war über die ganze Insel Fünen in weitläufige Quartiere verlegt worden, um sich für

neue Anstrengungen zu erholen, und befand sich ungemein wohl dabei, aber die Zeit der Ruhe sollte nicht lange währen.

An der schmalsten Stelle des großen Belt, die nur 2½ Meile breit ist, liegt Nyborg, mit dem königlichen Schlosse, wo einst Christian der Böse geboren und noch im zarten Knabenalter einmal von einem Affen, den man sich am Hofe hielt, auf das Dach und wieder herunter getragen worden, unbeschädigt, um später als Mann durch seine Grausamkeit im Stockholmer Blutbade die Schweden zum Abfall von der Union der drei nordischen Kronen zu treiben und sein Leben endlich entfernt im Gefängniß zu beschließen. Auf Nyborg richtete sich nach dem Einzuge des Schwedenkönigs in die Hauptstadt von Fünen, sogleich dessen Aufmerksamkeit. Wrangel mit dem größten Theile des Fußvolks und fünf Reiter-Regimentern mußte am folgenden Tage schon dahin abrücken, um sich des wichtigen Punktes und wo möglich auch der eingefrornen dänischen Schiffe, welche im Eis des Belts lagen, zu bemächtigen. Fünf Kriegsschiffe waren es und dreißig andere, meist Handelsfahrzeuge. Nyborg selbst wurde ohne Widerstand eingenommen, die Kriegsschiffe aber, mit schweren Geschützen ausgerüstet, konnten durch einen gewaltsamen Angriff, welchen Wrangel über das Eis

versuchen wollte, nicht erobert werden. Der Reichs-Admiral wartete daher auch sein Geschütz ab, und es gelang ihm dann durch eine Batterie, welche er am Ufer bauen ließ und künstliche Annäherungswege, welche die Schweden erfinderisch mit Wällen von Dünger umgaben, der mit Wasser begossen gefrieren mußte, die dänischen Schiffe, welche sich nicht den Folgen einer gewaltsamen Erstürmung aussetzen wollten, zur Ergebung zu zwingen. Ein zweites Heldenstück in diesem an seltsamen Ereignissen reichen Kriegszuge. 180 Kanonen, 400 Soldaten und 600 Mann Matrosen fielen den Schweden in die Hände und Wrangel konnte dem Könige eine neue Siegesbotschaft senden.

Der König hatte sein Hauptquartier in dem ehemaligen Kloster Dalum oder Christianthal nahe bei der Hauptstadt genommen und hier bereits am 11. Februar von Svendborg her die Nachricht erhalten, daß dort das Eis der schmalen Meerengen, welche Fünen von Tasing und dies von Lageland trennen, vollkommen tragfähig sei. Dieser Weg, um nach Seeland zu kommen, ist zwar bedeutend weiter, als der grade von Nyborg über den großen Belt, er beträgt 17 Meilen, also mehrere Tagemärsche, der letztere, wie schon gesagt, nur 2½ Meilen, aber jener war wegen der Inseln, zwischen denen nur geringere Eisflächen

zu überschreiten sind, viel weniger gefährlich. Ueberdem drohte der umgesprungene Wind wieder Thauwetter zu bringen. Der König sandte daher an Wrangel den Befehl, sobald er bei Nyborg seine Aufgabe erfüllt habe, sogleich längs der Küste nach Svendborg und von dort auf die Inseln überzugehen. Es war jedoch so mild geworden, daß es sogar zu regnen anfing, der Thauwind wuchs zum Sturme und die Eisdecke drohte schon zu brechen. Karl Gustav mußte wiederum den großen Entschluß, den er schon in bestimmte Form gekleidet hatte, nämlich für seine Person mit der gesammten Infanterie den nächsten Weg über den Belt zu nehmen, Wrangel aber mit der Reiterei den weitern und sicherern einschlagen zu lassen, im Moment der Ausführung vertagen und die Jahreszeit rückte immer weiter dem Frühling entgegen, die Sonne stieg täglich, wenn auch hinter Wolken, höher und gewann an Macht!

In dieser unerträglichen Lage sandte der König nochmals seinen getreuen Erik Dahlberg aus, um sichere Nachrichten über das Eis der Meerengen wenigstens bis Laaland hin einzuziehen. Sollte das große Werk unvollendet bleiben? Und welches würden dann die Folgen sein?

Drittes Capitel.

Der Zug über den großen Belt.

In Schweden hatte schon früher ein dänischer Flüchtling Aufnahme gefunden, welchem man wohl nicht ohne Grund einen Theil der fremden Aufreizung zuschrieb, durch welche Karl Gustav mit zum Kriege gegen Dänemark bestimmt worden war. Wenn er auch den Entschluß des Königs, der schon bei der ersten Nachricht von den dänischen Rüstungen feststand, nicht bestimmte, so konute er ihm wenigstens die beste Aufklärung über die Lage des Reichs, dessen erster Minister er lange Zeit gewesen war, geben und dadurch den Bericht des frühern schwedischen Residenten Durrel in Kopenhagen bestätigen, der seiner Regierung noch vor

anderthalb Jahren geschrieben hatte: „Im Lande sind weder Conduite, Courage, Ordnung, Geld, Credit, noch Soldaten. Die Wunden seit 1645 sind noch nicht vernarbt, das Heer ist im Ganzen ungeübt und die Flotte schlecht versehen.“

Jener Flüchtling war der Graf Corfitz Uhlefeld. Sein Vater war Großkanzler gewesen, er selbst hatte eine natürliche Tochter Christian's IV., Leonore Christine, welche den Titel einer Gräfin von Schleswig-Holstein führte, geheirathet und war Reichshofmeister und Vicekönig in Norwegen geworden. Sein Stolz und seine Härte hatten ihn allgemein verhaßt gemacht und er war mit seinem Schwager Hannibal Seestädt, welcher die Schwester seiner Frau geheirathet hatte, vor etwa fünf Jahren einer Verschwörung gegen das Leben des Königs Friedrich beschuldigt worden. Ein Mädchen, Namens Dina, mit dem er vertrauten Umgang gepflogen, wollte zufällig zwischen den Schwägern ein Gespräch belauscht haben, in welchem von einer beabsichtigten Vergiftung des Königs die Rede gewesen; sie hatte davon Anzeige gemacht, ihr Zeugniß aber war gegen den Mächtigen wirkungslos geblieben und hatte der Armen selbst als Verläumderin das Leben gekostet. Corfitz Uhlefeld war jedoch bald nachher, weil er Ursache hatte, für seine

Freiheit und sein Leben zu fürchten, vielleicht auch aus bösem Gewissen, aus Dänemark entflohen.

Er befand sich jetzt wieder auf Fünen bei dem Könige Karl Gustav. Mit ihm in Kopenhagen einzuziehen, und dem Gelüst der Rache gegen seine Feinde volles Genüge zu geben, war sein glühender Wunsch und der Aufschub, welchen der Zug in Folge der wechselnden Witterung erlitten hatte, konnte dem Könige nicht schmerzlicher sein, als ihm. Spät Abends am 14. Februar hatte ihn der Monarch aus Odense, wo er Quartier genommen, mehrmals nach Dalum-Kloster hinaus rufen lassen, um mit ihm einige Punkte über die Lage und Festigkeit der feindlichen Hauptstadt zu besprechen. Des Königs Seele arbeitete rastlos an ihrem Plane: nur in Kopenhagen konnte er einen dauernden Frieden schließen, zu welchem sich dann auch seine andern Gegner würden bereit finden lassen.

Der Sturm wüthete noch mit ungebrochener Macht und wie kurz auch der Ritt war, dem dänischen Grafen raubte er die Zuversicht. Karl Gustav empfing ihn gnädig, wie immer. Er hielt Uhlefeld für das unschuldige Opfer seiner Feinde — wie hätte er an einen so schwarzen Verrath glauben können? Der listige Däne hatte sich auch in hohes Ansehen bei ihm

zu setzen gewußt; heut jedoch erschien er dem Könige verändert, kleinmüthig. Er fragte ihn offen nach der Ursache dieser Stimmung und Uhlefeld konnte ihm keine sagen, gab auch die Veränderung in seinem Wesen nicht zu, sondern erklärte sich krank, die stets fertige Ausflucht bei jeder Verlegenheit. Noch war er nur kurze Zeit beim Könige, als Dahlberg gemeldet wurde. Das war ein ganz anderer Anblick! Vom Winde zerzaust, mit wirrem Haar, in welchem schwere Tropfen hingen, die Reiterstiefeln noch voll Schnee, erschien Erik Dahlberg auch, aber sein festes, kluges Antlitz verkündigte eher eine freudige als eine für seinen Herrn unliebsame Botschaft.

„Was bringst Du?" rief ihm der König entgegen.

„Es trägt!" war Dahlberg's Antwort. „Die Bauern, welche dem Reichs-Admiral abgerathen, haben gelogen."

„Gott sei Dank!" rief der König mit blitzendem Auge. „Sag' an wo bist Du gewesen?"

„Auf Laaland, Majestät," erwiederte Dahlberg. „Ich bin von Svendborg über das Eis nach Tasing, von da nach der Insel Langeland und weiter über die dritte Meerenge nach Laaland geritten — immer in geschlossenen Reihen und im Trabe, Majestät! Ich kann mich dafür verbürgen."

„Du bist mein treuester, bester Bote!“ rief der König. „So ist keine Zeit zu verlieren!“ Er entließ den Grafen Uhlefeld, welcher seine unlautern Hoffnungen durch den Bericht des General-Quartiermeisters wieder aufleben sah, mit der Aufforderung, sich bereit zu halten, ihn noch in der Nacht nach Nyborg, wo Wrangel lag, zu begleiten und ließ sich dann nochmals von Dahlberg das Ergebniß seiner Recognoscirung vortragen. Bald nachher brach das königliche Hauptquartier von Dalum auf und kam durch einen raschen Ritt noch in der Nacht in Nyborg an, wo der Reichs-Admiral sogleich von der Ankunft des Königs benachrichtigt und zu ihm beschieden wurde. Wrangel war dadurch überrascht, er hatte schlechtere Nachrichten als Dahlberg und war weit entfernt zu ahnen, was der König beschlossen hatte. Als er sich bei seinem Herrn einstellte, fand er den Grafen Uhlefeld bei ihm, gegen welchen er von jeher das Mißtrauen hegte, daß er den König in übereilte Unternehmungen stürzen wolle. Zu seinem Erstaunen stellte sich jedoch der Däne heut, sobald der König seinem Feldherrn den Entschluß zum weitern Vorgehen auch über den großen Belt angekündigt und ihn um seine Meinung gebeten, er aber ehrlich davon abgerathen hatte, auf seine Seite und suchte den Monarchen mit aller Aufbietung seiner glänzenden

Rednergabe davon abzubringen. Welche Wandlung war denn mit ihm vorgegangen? Hatte er vielleicht insgeheim seinen Frieden mit dem königlichen Halbbruder seiner Gemahlin gemacht, für den Preis, daß er den gefährlichen Feind, welchen nichts in seinem Siegeslaufe aufzuhalten schien, von einem weitern Vordringen erfolgreich abmahne? Gleichviel! Wrangel sah dies Vordringen unter den jetzigen Umständen, wo jede Stunde das Eis unter den Füßen des marschirenden Heeres brechen konnte, für eine Tollkühnheit an, die er nach seinem Gewissen als treuer Diener widerrathen müsse und nahm die Unterstützung des Dänen, welche ihm so unerwartet geboten wurde, gern an. Uhlefeld wurde aber nicht von Rücksichten auf das Heil des Königs Karl Gustav und die Wohlfahrt des schwedischen Reiches, sondern nur durch die Gefahren, welche seiner eigenen Person drohten, zu der eifrigen Abmahnung bestimmt, denn wenn er auch dem Tode unter dem Eise entging, wie mußte sich seine Zukunft gestalten, wenn die Macht seines Beschützers gebrochen wurde und Karl Gustav, der niemals einen schimpflichen Frieden schließen konnte, mit dem Schwert in der Hand erlag?

Der König hörte ihn, nicht ohne Zeichen von Ungeduld, aber doch bis zu Ende an. Sein Auge streifte

einen Moment über Dahlberg hin, als wolle er sich dort in seiner Ansicht wieder stärken, dann richtete es sich auf Wrangel. „Was schlagt ihr Herren denn Anderes vor?", fragte er.

Wrangel machte den König wiederholt auf den Thausturm aufmerksam, welcher draußen noch immer um die Dächer schnob und die Fenster erzittern machte; er rieth das völlige Aufgehen der See abzuwarten und auf Schiffen, welche ja in ausreichender Zahl zur Verfügung ständen, den Uebergang nach Seeland auszuführen — dies sei jedenfalls sicherer, als das Wagniß auf dem Eise, das nach übereinstimmenden Aussagen der Strandbewohner in nächster Frist brechen werde.

„Nun, mein wackerer Admiral, wenn der Däne etwa so vor der schwedischen Küste läge, wie wir auf seiner Insel und er fragte unsere treuen schwedischen Fischer, ob er wohl hinüber könnte an's feste Land, glaubst Du, daß sie ihm als echte Schweden, wenn auch das Eis klafterdick wäre, die Wahrheit sagen würden?"

Wrangel war über diesen Einwurf, der die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten in Zweifel zog, etwas betroffen. Der König wartete indessen seine Antwort nicht ab, sondern wandte sich nun an Dahlberg und for-

derte ihn auf, seine Ermittelungen, für die er ihn verantwortlich mache, vorzutragen.

Dahlberg gehorchte dem Befehl mit seiner gewohnten überzeugenden Klarheit und schloß damit, daß, wenn nur das Wetter nicht schlimmer zum Thauen sich wende, er mit seinem Kopfe die Sicherheit des Uebergangs und wäre es mit einem Heere von 300,000 Mann, verbürgen wolle.

Der König sprach nun seinen festen Entschluß nochmals aus und aller Widerspruch verstummte. Es kam nur darauf an, die dazu nöthigen Befehle zu erlassen und Wrangel war jetzt der Eifrigste, sie in Kraft zu setzen. Karl Gustav wollte mit der gesammten Reiterei, für welche der Marsch auf der breitern Eisfläche des großen Belts von Nyborg grade auf Korsöe an der seeländischen Küste allerdings nicht rathsam war, den weitern Weg von der Südspitze Fünens über die drei Inseln nach Seeland nehmen, während es Wrangels Ermessen anheimgestellt blieb, mit der Infanterie jene grade Richtung über das Eis einzuschlagen oder dem Könige zu folgen. Am Morgen des 15. Februars brach Karl Gustav mit zwei Reiter=Regimentern, welche bei Nyborg standen, nach Svendborg auf, wohin auch die übrigen Regimenter, welche auf Fünen, wie schon bemerkt, in weitläufigen Quartieren zu ihrer Erholung

zerstreut lagen, sofort beordert wurden. Sie hatten sich aber nur wörtlich genommen allzu sehr zerstreut, waren in den Quartieren nicht zusammen geblieben, sondern hatten sich nach Beute in dem eroberten Lande umgethan und die einzelnen Edelhöfe mit Plünderung heimgesucht, so daß, als der König nach einem angestrengten Marsche von 5½ Meilen Abends in Svendborg ankam, er zwar 24 Compagnien, aber kaum 2000 Pferde fand, für den Nachzug der noch fehlenden Mannschaften waren indessen von den Befehlshabern die geeigneten Maßregeln getroffen.

Den Truppen wurde nur eine kurze Rast gegönnt. Dann brachen zuerst unter Fabian Berents drei Regimenter auf; sein eigenes finnisches, Aschebergs Regiment und das des Prinzen von Anhalt-Dessau. Es führte seinen Namen noch, der Prinz aber, der sich im Dienste Karl Gustav's, sowohl in Polen als auch kürzlich bei der Eroberung von Friedrichsodde so großen Ruhm erworben, hatte das Heer auf den Wunsch seines Vaters, des regierenden Fürsten verlassen. Es war für ihn, der nach dem Laufe der Natur bald in der Regierung folgen mußte, eine Heirath im Werke, welche Friedrich Wilhelm, der Kurfürst von Brandenburg, in Anregung gebracht hatte, um den jungen Helden mit seinem eigenen Hause zu verknüpfen und in seine Dienste zu

ziehen. Die Braut, welche man ihm auserkoren hatte, war Henriette Katharina von Oranien, Schwester der frommen Kurfürstin Henriette Louise, welcher in unsern Tagen in der Stadt, die ihr zu Ehren Oranienburg genannt wurde, ein Standbild errichtet worden ist. Die Verlobung wurde noch in demselben Jahre, in welchem Johann Georg von Anhalt den schwedischen Dienst verließ, vollzogen, die Vermählung im folgenden. Aus dieser Ehe ist einer der berühmtesten und populärsten deutschen Kriegshelden entsprossen, der unter drei Königen von Preußen sich unsterbliche Lorbeeren gepflückt, zuerst im spanischen Erbfolgekriege für das Haus Oesterreich in Italien, an der Donau und in den Niederlanden, dann gegen Karl XII. von Schweden, zuletzt noch im zweiten schlesischen Kriege bei Kesselsdorf, der letzten Schlacht seines Lebens; wer kennt ihn nicht den alten Dessauer?

Prinz Johann Georg nahm also an dem Kriegszuge über den großen Belt nicht mehr Theil, wohl aber waren die andern fünf deutschen Fürsten, deren Namen wir bereits erwähnten, bei den wenigen Reitergeschwadern, mit welchen Karl Gustav denselben unternahm. Eine Kriegsthat, welche fast einzig in der Geschichte dasteht und die Bewunderung aller Zeitgenossen erregte, wie ihr auch die der Nachwelt für alle

Zeiten gesichert ist. Ehe der König den ihm vorausgegangenen drei Regimentern mit den übrigen folgte, erhielt er noch vom Reichs-Admiral die Meldung, daß nach einer angestellten militärischen Recognoscirung, welche bis zur Insel Spröe vorgedrungen war, der Uebergang auf kürzestem Wege auch für das Fußvolk nicht rathsam sei und er daher mit der Infanterie und Artillerie dem Könige über die Inseln nachmarschiren werde. Karl Gustav hieß das gut und brach nun sogleich auf, um noch in der Nacht über die Insel Tasing nach Langeland überzusetzen.

Es war eine furchtbare Nacht! Noch hielt der Sturm an, der die dunkeln, schweigenden Reiterschaaren umtobte; oben der Sturm und unten die rollenden Wogen gaben dem Eise hier und da eine wellenförmige Bewegung, welche die Pferde furchtsam machte. Der Schnee war schon weich und wurde bald unter den Hufen zu einer wässerigen Masse, welche fußhoch über dem Eise stand und den Marsch unglaublich erschwerte. Der Himmel war schwarz behangen, wie ein Bahrtuch über der allgemeinen Gruft, welche sich in jedem Moment öffnen konnte. Doch der Herr des Himmels, der über den jetzt verhüllten Sternen thront, war gnädig und ließ die kühne That gelingen. Am Morgen des 16. Februars, nachdem in 24 Stunden

8 Meilen zurückgelegt waren, stand Karl Gustav auf Langeland und machte in Rudkjöbing Rast bis zum Mittag, um die Pferde wieder zu stärken und alle Nachzügler heran kommen zu lassen Nachmittag ging es weiter, quer über die Insel bis zu der Fährstelle, wo die Schiffer den Langeland-Belt, welcher diese Insel von der größeren, Laaland trennt, übersetzen Der Belt ist hier fast zwei Meilen breit.

Aber das milde Wetter war im plötzlichen Uebergange wieder in harten Frost umgeschlagen, so daß selbst die Vorräthe an Brod, Fleisch und Getränken zu frieren begannen. Gegen Morgen schon hatte sich der Sturm gelegt, ein klarer Winterhimmel begünstigte den Uebergang nach Laaland, bei welchem der General-Quartiermeister Dahlberg, der bereits hier gewesen, voraus-ritt, um den Weg zu zeigen. Die Schwadronen rückten in fünf Colonnen auf gleicher Höhe, mit großen Zwischenräumen breit auseinander gezogen, über das Eis — der König in ihrer Mitte mit seinem zahlreichen Gefolge, in welchem außer den fünf deutschen Fürsten, dem Grafen Uhlefeld und den höheren Generalen seines Heeres, noch der Reichsmarschall Oxenstjerna und die Reichsräthe Steen Bielke und Graf Ludwig Löwenhaupt genannt werden.

Schon um drei Uhr Nachmittags war der Ueber-

gang bewerkstelligt und die kleine schwedische Macht, bis jetzt nur Reiterei, stand auf Laalands Boden. Diese Insel ist von allen zur Krone Dänemark gehörigen Ländern das fruchtbarste und reichste; ihre Hauptstadt Naskov war damals stark befestigt, mit fünf Bastionen und einem doppelten Graben versehen, hatte eine Armirung von 45 Geschützen und gegen 1700 Mann Besatzung. Der König hatte weder Geschütz, um die Stadt zu beschießen und Bresche zu legen, noch Infanterie, um zu stürmen, dennoch ließ er sogleich den Commandanten von Naskov zur Uebergabe auffordern. Vor den Schweden ging der entnervende Schrecken her; seit der Einnahme von Friedrichsodde, das sogar die Reiterei von der Meerseite angegriffen hatte, schien ihnen nichts mehr unmöglich, sie hatten den kleinen und großen Belt, über welchen letzteren seit Jahrhunderten kein Roß gegangen, übersetzt und standen kaum 1½ Meile von Naskov entfernt. Der Commandant verlor den Kopf und ergab sich mit seiner ganzen Besatzung, ohne einen Schuß zu thun; der Magistrat in seiner Herzensangst machte sich noch in der Nacht bei Fackelschein auf, um dem Könige die Schlüssel der Stadt entgegen zu tragen. Auch das große Laaland war somit unterworfen; Karl Gustav ernannte Gustav Banér zum Commandanten von

Naskov, wo er eine kleine Besatzung ließ, die gefangenen Dänen wurden wie gewöhnlich, in die schwedischen Regimenter eingestellt. Am 17. Februar verlegte der König sein Hauptquartier nach der alten Stadt Saxkjöbing, weiter westlich am Belt, während Wrangel mit Zurücklassung von etwa 3000 Mann zur Deckung von Fünen, die übrigen Streitkräfte von Nyberg an der Küste entlang, ohne Tasing zu berühren, auf einem etwas nähern, aber breiteren Wege über die Meerenge nach Langeland führte, wo er am 18. ankam. Der König wartete ihn nicht ab, sondern ging an diesem Tage schon über den Gusborg nach Falster und auf dieser Insel gleich bis an die Sundfähre vor, die Küste von Seeland mit dem Schlosse Vordingborg nun im Angesicht. Von hier ließ er am 19. das Regiment Smaland den eine Meile breiten Grönsund überschreiten und das Schloß von Vordingborg auf Seeland als Stützpunkt für den Uebergang besetzen. König Waldemar III, der von seinem Sprichwort: „es gibt noch einen andern Tag!“ den Beinamen „Atterdag“ erhalten, hatte dies uralte Schloß vor sechshundert Jahren stark befestigt und der Hansa zum Spott den Thurm mit der goldenen Gans erbaut, wo er die deutschen Gefangenen einsperrte — sie haben es ihm aber vergolten, die deutschen Städte; von 77

Hansastädten erhielt er einzeln die Absagebriefe, die gesammte deutsche Kaufmannswelt von der Schelde bis zur Narva, deren Flotte zum Schutze ihres Handels die ganze Nord- und Ostsee beherrschte, wie Venedig das Mittelmeer, setzte sich gegen den Dänenkönig in Bewegung und erzwang sich in einem neunjährigen ruhmvollen Kriege, in welchem selbst Kopenhagen fiel, den vortheilhaftesten Frieden. Waldemar's Trutzfeste am Grönsunde war seitdem längst verfallen und von den Dänen auch nicht besetzt, die schwedischen Reiter konnten daher ohne Widerstand einziehen. Sie entsendeten sogleich Streiftruppe auf Kundschaft in die Insel hinein, gegen Roeskild hin, die älteste Königstadt des Reiches, aber nirgend begegneten dieselben feindlichen Partheien, sie konnten nur die Flucht des Landvolks melden, das vor den gefürchteten Schweden überall die Dörfer verließ und Schutz in Kopenhagen suchte.

Karl Gustav blieb mit den andern Reiter-Regimentern noch zwei Tage auf Falster. Jetzt mußte er Wrangel mit der Infanterie und Artillerie abwarten, denn er konnte nicht anders glauben, als daß die Dänen eine Schlacht zum Schutz ihrer Hauptstadt schlagen würden und so viel er darüber wußte, waren ihre Streitkräfte dazu auch vollkommen ausreichend, wenig-

stens der Zahl nach den seinigen vollkommen gewachsen. Am 19. war Wrangel auf Laaland angekommen, wo ihm der König auch einen Ruhetag gab, dessen die Infanterie nach den übermäßigen Anstrengungen so sehr bedurfte. Karl Gustav selbst ging am 21. mit einer starken Escorte nach Vardingborg über, um sich durch eine Recognoscirung mit eigenen Augen von dem Zustande der Dinge auf Seeland zu überzeugen. Als er noch an demselben Tage, nachdem er alle früher eingegangenen Meldungen bestätigt gefunden hatte, nach Falster zurückkehrte, fand er seinen Reichs-Admiral Wrangel mit den Völkern zu Fuß und den wenigen Geschützen, die er hatte mitnehmen können, auf der Insel angekommen, so daß nun die kleine Streitmacht, mit welcher er den letzten Schlag führen wollte, vereinigt war.

Es ist eine alte Wahrheit in der Kriegskunst, daß der Angreifer im weitern Vorgehen sich schwächt — nicht allein wird ihm der Nachschub zum Ersatz seiner Verluste schwer, sondern er muß auch zur Deckung der gewonnenen Landstriche, zur Besetzung eroberter Punkte Truppen zurücklassen, während der vor ihm zurückweichende Vertheidiger sich seinen Hilfsquellen und großen Waffenplätzen nähert, aus jenen sich verstärken, an diesen einen festen Halt gewinnen kann, um nun,

wenn das Gleichgewicht der Kräfte sich einigermaßen hergestellt hat, die Entscheidung zu suchen, ja selbst die Offensive zu ergreifen. Man hat daraus dem Vertheidigungskriege das Wort geredet und damit das höchste, wenn auch unberechenbarste Element der Kriegsführung das immer auf Seiten der Thatkraft, folglich des Angriffs sein wird und Wunder bewirken kann, außer Acht gelassen. Moralisch wird immer der Angreifer, der mit Energie handelt, statt abzuwarten, im Vortheil sein, er erobert sich auch die Meinung der Welt.

Karl Gustav hatte jene Schwächung seiner Streitkräfte auch nicht vermeiden können. Als er sein kleines Heer, das kaum noch ein solches zu nennen war, bei Stubbekjöbing auf Falster wieder vereinigt hatte, war es etwa nur 5000 Pferde und 1500 Mann Fußvolk stark. Er verhehlte sich nicht, welche Schwierigkeiten ihn noch erwarteten, wenn König Friedrich es auf das Aeußerste ankommen ließ, aber er hatte schon Größeres durch seine Eroberung von Holstein, Schleswig, Jütland, Fünen und durch seinen Zug über das Meer vollbracht und stand nur wenige Meilen vor der feindlichen Hauptstadt, wo ihm der goldene Preis des Sieges winkte — sollte er noch im letzten Augenblicke vor schwächlichen Erwägungen zurückbeben? Als er am

vorigen Tage von Vardingborg auf einem Schlitten, unter Bedeckung von zwei hundert finnischen Reitern seine Recognoscirung unternommen hatte, waren von seiner Spitze einige Herren mit ihrer Begleitung angehalten und ihm gemeldet worden, die sich als Abgesandte an seine Person bekundet hatten. In der That waren es die Herren von Gersdorff und von Scheel, welchen sich der Gesandte der Republik England beim dänischen Hofe, Mr. Mradow, als Vermittler zugesellt hatte. Sie waren sehr erfreut, den König unterwegs zu treffen, begrüßten ihn mit höchster Ehrfurcht, bekundeten sich als Unterhändler mit neuen Vollmachten für den Frieden und trugen wiederum auf einen Waffenstillstand an, diesmal nur von drei Tagen. „Nicht drei Stunden!“ antwortete ihnen der König. „Nicht drei Stunden werde ich Euch Ruhe lassen! Ich habe diesen Krieg nicht begonnen, ihr Herren — Schweden hat den Frieden von Brömsebro nicht gebrochen. Habt Ihr neue Vollmachten, einen festen und ehrlichen Frieden zu schließen, so lade ich Euch nach dem Schlosse Vardingborg ein, dort werde ich Euch meine Bevollmächtigten senden, von denen Ihr meine Bedingungen hören sollt. Aber die Waffen lasse ich darum keinen Tag, keine Stunde ruhen!“ Er blieb allen ihren Vorstellungen, auch denen des englischen

Gesandten, unerbittlich und kehrte zwar, wie schon gesagt, nach Falster zurück, aber nur, um dort seine jetzt vereinigten Truppen zu mustern und am folgenden Tage sämmtlich über die letzte Eisfläche nach Seeland überzuführen. In Vardingborg wurden die auf Soröe gescheiterten Friedensunterhandlungen allerdings angeknüpft, doch mußten die Dänen auch hier den unbeugsamen Stolz des Siegers bitter fühlen, denn zu den schwedischen Bevollmächtigten hatte der König den Grafen Corfitz Uhlefeld gesellt, der in Dänemark geächtet, ihnen ein Gegenstand der Furcht und des Hasses war.

Karl Gustav blieb seinem Entschlusse treu, die Waffen nicht ruhen zu lassen, er behielt sein Ziel unverrückt im Auge. Nach Schweden war an General Steenbock, welcher dort commandirte, der Befehl ergangen, sofort in Schonen am Sunde, das den Dänen noch gehörte, einzumarschiren, zwischen Helsingborg und Landscrona zur Behauptung der Landschaft ein Lager zu beziehen, und 2000 Mann über das Eis nach Seeland zur Verstärkung abrücken zu lassen. Diese konnten freilich erst nach der Entscheidung eintreffen, sie waren aber bestimmt, die Lücken, welche dieselbe mit sich bringen mußte, wieder auszufüllen. Der König rechnete nicht fest auf sie, er vertraute vor der Hand

nur auf seine nächsten Truppen, welche er in gradester Richtung gegen die feindliche Hauptstadt, die von Vardingborg in wenigen Tagemärschen zu erreichen ist, vorführte. Ein tiefer Schneefall, welcher auf Seeland eingetreten war, erschwerte zwar den Marsch, aber die Siegeszuversicht der Schweden ließ sie jede Mühsal verachten.

Wie sah es nun aus in Kopenhagen? War die Hauptstadt durch ihre Festigkeit gegen einen feindlichen Angriff wohl geschirmt, mit Vorräthen gegen eine längere Belagerung versehen? Konnte der König auf seine Feldherren und Räthe, auf seine Truppen sich verlassen, fand er bei seinem Volke die Opferfreudigkeit, welche willig Gut und Blut für die Vertheidigung des Vaterlandes hingibt?

Die aufgestellte Waffenmacht war der schwedischen an Zahl überlegen, sie zählte — die Angaben sind verschieden — an geworbenen Reitern und Aufgebot der Ritterschaft etwa 3000 Pferde, diese konnten sich freilich mit den Schweden im freien Felde nicht messen, dafür aber waren gewiß 6000 Mann Fußvolk vorhanden, theils geworbene Knechte, Seesoldaten und Matrosen, theils Aufgebot von Landvolk und überdem hatte sich in der Stadt eine Bewaffnung der Bürger-

schaft und ihrer Gesellen, sowie der Studenten, organisirt.

Die Stadt dagegen, welche vertheidigt werden sollte, war in einem Zustande fast völliger Wehrlosigkeit An die Möglichkeit, daß Kopenhagen jemals einer feindlichen Belagerung ausgesetzt werden könnte, schien seit Jahrhunderten kein König von Dänemark mehr gedacht zu haben. Die Hauptwerke, wie die sehr weit ausgedehnten Außenwerke waren verfallen, an vielen Stellen konnte man über die eingesunkenen Brustwehren, die hier und da kaum noch eine Elle hoch waren, hinwegreiten; das Meer, welches von der andern Seite die Königsstadt vertheidigte, zeigte weit hinaus eine feste Eisdecke und war daher eher dem Feinde günstig. Auch mit den Vorräthen sah es übel aus, Zufuhr war nicht mehr möglich; es fing sogar Wassermangel an, sich fühlbar zu machen, da der starke Frost einen Brunnen nach dem andern einfrieren ließ, wie er die Mühlen, auf die man noch für das fehlende Mehl vertraut, schon zum Stillstande gebracht hatte. Schlimmeres noch ließ sich von der Stimmung der Bevölkerung sagen; sie war in der größten Aufregung, aber nicht in einer solchen, wie der Vaterlandsfreund sie gegen den eingedrungenen Feind hofft, sondern sie drohte mit Aufruhr und Empörung, weil ihnen dieser Feind, mit welchem

man im tiefsten Frieden gelebt, muthwillig auf den Hals gelockt worden. Das Landvolk, das von allen Seiten in die Hauptstadt geflüchtet war, vermehrte noch die unzufriedene Menge und verbreitete durch seine Erzählungen Furcht und Schrecken. Dazu kamen Versprengte von Paßbrog's Regiment, welche meldeten, daß feindliche Reiterschaaren sie bei Roeskild überfallen hätten, und bereits bis in die Nähe von Kopenhagen streiften. Die Volkswuth richtete sich jetzt gegen die eigenen Truppen und beschuldigte sie der Feigheit und des Verraths, daß sie nicht draußen im freien Felde, wie ehrliche Soldaten, dem Feinde die Schlacht böten, statt in der unglücklichen Stadt sich aufzustellen und ihr alle Schrecken eines Sturmes zuzuziehen.

General Trampe hatte allerdings mit einer starken Reiterabtheilung bei Kiöge, beinahe sechs Meilen vor Kopenhagen gestanden, um die Bewegungen des auf Seeland angekommenen Feindes zu beobachten; als er aber die Meldung erhalten hatte, daß sich das ganze schwedische Heer, dessen Stärke übertrieben angegeben wurde, im raschen Vormarsch gegen die Hauptstadt befinde, hatte er es für gut befunden, sich schleunigst dahin zurückzuziehen. König Karl Gustav hatte seinen unermüdlichen Oberst Ascheberg wiederum mit seinem Re-

giment und zwei Dragoner-Compagnien vorausgeschickt, um den Feind, nach dessen Zahl er gar nicht mehr fragte, bei Kiöge oder wo er ihn sonst finde, anzugreifen. Ascheberg fand den dänischen General nicht mehr, der bereits abmarschirt war, aber er folgte ihm noch am Abende des 23. Februars über Kiöge hinaus, nahm einen feindlichen Streiftrupp von einem Corporal und zehn Reitern gefangen, und erfuhr dadurch, daß in zwei benachbarten Dörfern, seitwärts gelegen, dänische Reiterei im Quartier liege. Diese zu überfallen, war zu lockend, Ascheberg mußte jedoch die Unternehmung in der Nacht bei tiefem Schnee im durchschnittenen Lande, dessen er ganz unkundig war, aufgeben. Dafür rückte er noch anderthalb Meilen weiter gegen die Stadt Roeskild vor und hier führte ihm das Glück gegen Morgen, als es noch dunkel war, zwei dänische Reiter-Compagnien in die Hände. Warum diese einen Nachtmarsch gemacht, ist unermittelt, gewiß aber, daß sie sich ganz sicher gefühlt, denn die beiden Rittmeister hatten sich gemüthlich in einen Schlitten gesetzt und waren, an der Spitze ihrer Compagnien fahrend, fest eingeschlafen, welchem Beispiele wohl viele ihrer Reiter im Sattel gefolgt sein mochten. Die Nacht war sehr still; Ascheberg hörte den Zug kommen, vertheilte seine Compagnien rechts und links

vom Wege und fiel plötzlich, von allen Seiten heranjagend, über die Dänen her, von denen nur Wenige entkamen, eben jene Versprengten, von denen oben die Rede gewesen ist. Dann kehrte Ascheberg mit seiner Beute um, und als der König am Morgen des 24. Februar in Kiöge einmarschirte, stellte ihm sein glücklicher Partheiführer 6 Officiere und 140 Mann als Gefangene vor; auch die beiden Standarten der überfallenen Compagnien legte er seinem Monarchen zu Füßen, der ihn dafür von Neuem seiner Zufriedenheit und Gnade versicherte.

Noch am 24. mußte ein großer Theil der Reiterei von Kiöge wieder aufbrechen, um die dänischen Vortruppen, welche noch außerhalb Kopenhagens die beherrschenden Punkte bei Wally und Neu-Amager besetzt hatten, zu vertreiben und sich dann im Angesicht der feindlichen Hauptstadt zu zeigen. Der König rückte am 25. mit seiner ganzen Macht nach und nahm sein Hauptquartier, nur anderthalb Meilen noch von Kopenhagen in Thorslunde-Magle. Hier konnte er nun in seinem Siegeslaufe, ehe er zum Aeußersten schritt, einen Tag oder zwei inne halten, um den Erfolg der Unterhandlungen abzuwarten. Diese waren, als das Vorrücken des schwedischen Heeres die Verbindung der Gesandten König Friedrichs mit ihrem Herrn abschnitt,

wenigstens erschwerte, von Vardingberg nach Thostrup, zwei Meilen seitwärts von Kopenhagen verlegt worden und der König sollte nun über die harten Bedingungen, welche ihm sein schwer gereizter Gegner gestellt, entscheiden. Wenn er sich nur noch einige Wochen halten konnte, dann hatte das Meer seine Eisdecke abgeworfen, dann kam vielleicht die verheißene Hülfe aus Holland herein, die übrigen Bundesgenossen, der Kaiser, der Kurfürst von Brandenburg, die Polen, selbst der Czar konnten dann ihre gesammte Macht gegen den Trotzigen in das Feld geführt haben, der nun, abgeschnitten auf Seeland, ohne die Möglichkeit eines Rückzuges nach Schweden, wenn feindliche Flotten das Meer beherrschten, dem schimpflichsten Untergange geweiht war. Durfte sich aber Friedrich der Dritte so schmeichelnden Hoffnungen hingeben? In seiner Hauptstadt eingeschlossen von einem Feinde, dem der Zauber der Unbezwinglichkeit voranleuchtete, von dem jeden Augenblick ein Sturm, wie der von Friedrichsodde zu erwarten stand, und keine sturmfreien Festungswerke, in der Stadt die Hungersnoth, der drohende Aufruhr! Wenn König Friedrich den Sturm abwartete, und der Schwede Kopenhagen mit dem Schwerte nahm — wer konnte die entsetzlichen Folgen nur denken, welche sich daraus ergeben

mußten? Der König von Dänemark vielleicht ein Flüchtling — die drei Kronen des Nordens wieder vereinigt, aber nun auf dem Haupte des stolzen Feindes!

Viertes Kapitel.

Ein kurzer Friede.

Vier und zwanzig volle Stunden berieth sich Friedrich der Dritte, ehe er zum Entschluß kommen konnte! Auf den wichtigsten Punkten vor der Stadt sah man die schwedischen Posten, fern zwar noch, aber doch nahe genug, um einen Gewaltstreich befürchten zu lassen und einem solchen schienen die dänischen Truppen bei der allgemeinen Entmuthigung nicht gewachsen. Kopenhagen war von aller Verbinduug mit der Außenwelt abgeschnitten, kein Bote, kein Brief, kein Hülferuf konnte nach Deutschland oder nach Holland dringen. Vom Kaiser wußte man wohl, daß er mit dem Kurfürsten von Brandenburg sich zu Dänemarks Bei-

stand verbunden hatte, aber wie langsam das sich vorbereitete, wußte man auch und wenn unterdessen hier Alles in Trümmer stürzte, so war von beiden staatsklugen Häuptern vorherzusehen, daß sie ihren Frieden auf gute Bedingungen mit Karl Gustav schließen würden. Auch war die Vollziehung des Tractats, welche erst am 15. Februar zu Berlin stattfand, natürlich in Kopenhagen noch unbekannt. Eben so wenig wußte man hier von dem Beschlusse, den die Generalstaaten von Holland gefaßt hatten, sobald als möglich 7000 Mann Dänemark zu Hülfe zu senden. Man glaubte sich in der äußersten Noth von Allen verlassen.

Da gewann es denn der König nach schwerem Kampfe über sich, die Forderungen, von denen der hochfahrende Sieger auch nicht eine nachließ, endlich anzunehmen. Als Karl Gustav die Kunde davon empfing, erregte sie ihm zuerst nicht die erwartete Freude und Genugthuung — es kam ihm vor, wie ein halb vollendetes Werk, wenn auch dieser Frieden mit seinen Bedingungen Dänemarks Macht im Norden für immer zu brechen schien. Vernichtung des Feindes! war das Ziel, das der Kriegsheld von jeher befolgt hatte; der Gegner, der nur zu Boden geworfen war, konnte sich unter günstigern Umständen wieder erheben und daß Dänemark nie vergessen würde, was er ihm zugefügt,

daß es auf jede Gelegenheit lauern werde, sich die entrissenen Landschaften und die alte Macht wieder anzueignen, wußte der Schwedenkönig nur zu gut. Eine solche Gelegenheit konnte sich aber in gar kurzer Frist bieten, so lange noch eine Welt in Waffen gegen ihn stand. Sollte also Frieden geschlossen werden, selbst auf so große Bedingungen?

Karl Gustav war nur einen Moment zweifelhaft, er konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß er schon Alles auf eine gefährliche Spitze getrieben hatte und diese mit ihm zusammen brechen mußte, so bald er hier noch weiter ging. Ein Sturm auf Kopenhagen bot, wegen der geringen Streitmacht, über welche er zu verfügen hatte, kaum eine Aussicht auf Erfolg; eine Belagerung war bei dem Mangel an schwerem Geschütz und anderm Belagerungsmaterial, obenein in dieser Jahreszeit, ganz unmöglich Wozu also noch ein tollkühner letzter Versuch oder wozu gar eine Säumniß, da man Ende Februar nicht mehr lange auf den anhaltenden Frost, auf die Dauer der Brücke, welche das Eis über das Meer geschlagen, also noch auf einen Rückzug sicher rechnen konnte? Der König ließ es denn auch geschehen, daß die Friedenspräliminarien im Rogerkruge bei Thostrup am 28. Februar 1658 unterzeichnet wurden. Die Ratification ließ nicht lange auf

sich warten, sie erfolgte schon nach acht Tagen und so kam denn am 8. März in der uralten Königsstadt Roeskild, wo Harald Blauzahn und viele Herrscher, bis auf die letzte Estritidin, Margaretha, und nach ihr noch mancher König seine Grabstätte gefunden, der berühmte Friede zu Stande, welcher Schweden's Macht auf ihre Gipfel erhob und sein Uebergewicht im Norden bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, befestigte.

Dänemark mußte Schonen, Halland, Blekingen, Drontheim, Bohus-Lähn und die Inseln Hwen und Bornholm an Schweden abtreten, auch in die Bedingung willigen, daß die Ostsee fremden feindlichen Flotten verschlossen bleiben und jede derselben, die sich hinein wagte, mit gemeinsamer Macht vertrieben werden sollte. Diese Bedingung war namentlich gegen Holland gerichtet. Wichtig waren endlich die Forderungen, welche Karl Gustav für seinen Schwiegervater, den Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp, den er dabei nicht vergessen, durchgesetzt hatte. Danach sollte Schleswig ein souveraines Herzogthum und die Herzoge von Gottorp nicht weiter genöthigt sein, Lehn bei der Krone Dänemark zu suchen, ferner sollte die gemeinschaftliche Regierung über Prälaten und Ritterschaft in den beiden Herzogthümern, als eine Wurzel

so vieles Streites, aufgehoben werden. Der erste Hauptpunkt ist nachher nochmals in dem allgemeinen nordischen Frieden von Oliva ausgesprochen und erfüllt worden — spätere Ereignisse haben Schleswig wieder zu Dänemark gebracht: unsere Tage wissen davon zu reden. Der andere Punkt, die Aufhebung der gemeinschaftlichen Regierung in den Herzogthümern über Prälaten und Ritterschaft, wie sie in diesen Blättern bereits früher dargestellt worden ist, wurde durch die beiden Stände selbst vereitelt.

In ganz Europa erregte der mit so wunderbarem Erfolge gekrönte Kriegszug Karl Gustav's die größte Aufmerksamkeit und Theilnahme; Gott der Herr hatte ihn sichtbar begünstigt durch die Eisbrücke über das Meer, nach welcher die deutschen Heere in unserer verhängnißvollen Zeit sich vergebens gesehnt haben. Wird den Herzogthümern ihr Recht, nun so wollen wir gern Alles vergessen — kommt es aber endlich doch zur Waffenentscheidung in dem langen traurigen Streite, dann möge uns wiederum der Weg bereitet werden, welcher vor zweihundert Jahren ein kleines, tapferes Häuflein unter einem willensstarken Helden siegreich bis zur Hauptstadt des arglistigen Dänen geführt hat.

Es konnte nicht fehlen, daß sich auch die ge-

schmacklose Pedanterie damaliger Poeten des Stoffes bemächtigte und allerlei Wortspiele, die sie artig und scharfsinnig nannten, zu Ehren des Siegers in die Welt fliegen ließ. So führte Einer aus, Gott habe durch die Brücke, die er über die Ostsee geschlagen, den Menschen bewiesen, daß Er der Pontifex maximus sei; die Menschen verstanden nur größtentheils die Gelehrsamkeit nicht, weil sie das oberpriesterliche Pontifex nicht in seiner Ableitung vom Brückenschlagen kannten. Ein Anderer spielte mit den Worten: Sued und Dania und brachte, gewiß zu seiner eigenen höchsten Befriedigung, folgendes klassische Distichon zu Wege:

Sued Deus est retro; sed Dania versa Diana:
Ne mirere Deo succubuisse Dea.

Zu deutsch:

Sued ist rückwärts Deus, und Dania verändert Diana:
Nicht zu verwundern daher, daß die Göttin dem Gotte erlag.

Als der Friede geschlossen war, erhielten die schwedischen Truppen Befehl, sofort ihre Positionen vor Kopenhagen zu räumen und bis Kjöge zurückzugehen. Das Heer sollte so lange in seinen verschiedenen Quartieren in Dänemark bleiben, bis die Friedensbedingungen in allen Punkten vollzogen wären und die Armee,

sobald die See wieder frei sei, sicher nach Schweden übergeführt werden könnte. Die beiden Könige aber kamen, zu aufrichtiger Befestigung des Sühnewerks, in dem vier Meilen von Kopenhagen gelegenen Schlosse Friedrichsborg zusammen, dem Prachtbau König Christians IV., der in unsern Tagen ein Raub der Flammen geworden ist. Zur Zeit Friedrichs II., von welchem das Schloß den Namen hat, stand an derselben Stelle der Edelhof Hillerödsholm, welchen der König von dem Reichs-Admiral Herluf Trolle gegen das aufgehobene und eingezogene Skow-Kloster eintauschte und zu einem königlichen Sitze umbauen ließ. Christian IV. hatte dann dies alte Gebäude abbrechen und durch die berühmtesten Baumeister und Künstler Europa's das neue herrliche Schloß errichten und schmücken lassen. Als sein Sohn mit Karl Gustav hier friedlich zusammen kam, stand es in voller Pracht und erregte die Bewunderung jedes Gastes, den es in seinen prunkenden Räumen aufnahm. Es lag mitten in einem frischen See und bestand aus drei Haupttheilen, deren jeder mit Wasser umgeben, aber durch Brücken mit den andern verbunden war. Der Vorbau hatte die Gestalt eines Hornwerks, mit einer gerade hindurch führenden Gasse, zu beiden Seiten mit Gebäuden für Dienerschaft und Stallungen eingefaßt. Eine steinerne Bogen-

brücke führte zu dem zweiten Vorhofe, dessen Thor in einem hohen Thurm lag, hier waren die Wohnungen für die Cavaliere und höhern Beamten des Hofes, auch die königliche Küche. Aus diesem Vorhofe gelangte man über eine dritte schöne Brücke zu dem prachtvollen Portal, welches den Haupteingang zum Schlosse bildete. Es war aus Sandstein gearbeitet und mit der reichsten Bildhauerarbeit und Vergoldung geziert. Das Hauptgebäude hatte drei Flügel von vier Stockwerken, und war mit Kupfer gedeckt und von mehreren Thürmen überragt; der Mittelbau zeigte in zwei Stockwerken je sieben Arcaden, deren Nischen und Bogen mit Marmorbildern prangten. Auch lebendige Wasserkünste fehlten nicht, diese aber, wie den anmuthigen Schloßgarten, hielt im März 1658 der Winter noch gefangen.

Die Zusammenkunft war, was die äußern Formen betraf, sehr freundlich. Eine königliche Staatskarosse in der schwerfälligen Pracht jener Zeit mit Stallmeistern und Lakaien, das edle Sechsgespann mit Federbüschen und reichen Decken geschmückt, fuhr dem hohen Gaste Friedrich's des Dritten entgegen, um ihn mit einem Ehrengeleit von des Königs Leibregiment nach Friedrichsborg zu führen. Auch für sein Gefolge waren königliche Wagen bestellt. Zahlreiche Trabanten

in ihren rothen Waffenröcken, mit dem Namenszuge des Königs auf der Brust und Rücken hatten die Vorhöfe des Schlosses besetzt und erwiesen Karl Gustav kriegerische Ehren; auf der Brücke zum Hauptportal empfing ihn der König von Dänemark, umgeben von den vertrautesten Personen seines Hofstaates und beide Monarchen umarmten sich. Dann führte der königliche Burgherr den Gast, dessen unverhehlte Bewunderung des Prachtbaues ihn freute, seiner Gemahlin, Sophie Amalie aus dem Hause Lüneburg zu, welche mit wenigen erkornen Damen das Fest zu verschönern gekommen war. Gewiß sah sie den Stolzen, der ihren Gemahl unerbittlich zur Unterwerfung in seinen Willen gezwungen hatte, mit noch schmerzlicheren Gefühlen an, als dieser, aber sie wußte sich zu beherrschen und empfing ihn mit königlicher Würde und Anmuth; Karl Gustav seinerseits hatte die nicht selten schroffe Außenseite, die er im Kriegsleben und nicht selten auch im Bewußtsein seiner Macht bei diplomatischen Verhandlungen trug, im Feldlager gelassen und erschien zu Friedrichsborg mit der vollen Liebenswürdigkeit des ritterlichen Fürsten. Herzen zu gewinnen, wie es ihm sonst bei Männern und Frauen gelang, konnte er hier freilich nicht hoffen, aber was an ihm lag, dem festlichen Bankett, welches ihn erwartete, ei-

nen heitern und ungezwungenen Character zu geben, geschah im vollsten Maaße und fand auch Anerkennung. Die Politik blieb von der Unterhaltung ganz ausgeschlossen — wie wäre sie auch sonst eine heitere geblieben! Unsern Lesern wünschten wir, daß sie das Bild betrachten könnten, welches sich auch von der königlichen Festtafel dieser Zusammenkunft im alten Pufendorf findet.

Beide Monarchen hatten denn, wie sich ein anderer Schriftsteller ausdrückt, groß mit einander gethan, aber als sie sich trennten, geschah es von beiden Seiten mit dem Gefühl unbezwinglichen Mißtrauens.

Karl Gustav verließ Seeland's Boden schon in der Mitte desselben Monats und begab sich nach Gothenburg, um in seinem eigenen Reiche die besten Maßregeln für kommende Ereignisse zu treffen. Es kam nun vor Allem darauf an, das Verhältniß zum Kurfürsten von Brandenburg zu klären. Die Correspondenz zwischen beiden Fürsten hatte in der Zeit nach dem Wehlauer Vertrage einen gereizten Character angenommen und wenn auch der Briefwechsel des königlichen Ministers, Graf Schlippenbach, mit dem kurbrandenburgischen, Otto von Schwerin, viel Friedensliebe und Versöhnung athmete, so hielt der alte Diplomat doch mit den Bedingungen der letztern zurück Als aber

der Friede zu Roeskield geschlossen war, schrieb er aus Stettin: „Der Allerhöchste hat nunmehr Frieden und Einigkeit zwischen zwei evangelischen Kronen gestiftet; wir wollen hoffen, daß der Papst zu Rom seines Freudensfestes wird enthoben sein können und dies zur Vertraulichkeit Ihrer Majestät und Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht gereichen möge.“ Der Punkt der Religion, daß nämlich der Kurfürst sich den katholischen Mächten, Polen und Oesterreich, in die Arme geworfen hatte, hob er immer wieder hervor und erinnerte an die alte Verbindung. „In Betracht der gepflogenen Alliance und des evangelischen Wesens würde der König J. K. D. Schaden nimmermehr leiden, viel weniger suchen. Es ist ja ein ganzer Freund besser, denn drei halbe; dazu immer gut, daß man den Acker, welcher grünen sollte, oft unterpflüge. Ich zweifle nicht, daß S. K. D. werden sich mit keinen Leuten embarkirt haben oder sich in einige dem Könige schädliche Anschläge einfangen lassen. Die Dänen werden nach dem Exempel der Israeliten, wegen der mit den Feinden der Kirche gepflogenen Bündnisse, ihre Strafe ausstehen müssen.“

Des Kurfürsten heller Blick ließ aber sich nicht so leicht täuschen, er verlangte statt schöner Worte Thatsachen. Gleich nach dem Abschluß des Friedens

zwischen Dänemark und Schweden bot er dem Könige Karl Gustav seine Vermittelung zu einem Frieden mit Polen an und sandte den Feldmarschall Sparre und Herrn von Hoverbeck an Johann Kasimir ab, um dafür zu wirken. Im April kamen dann Schlippenbach und Schwerin zu einer mündlichen Besprechung in Prenzlau zusammen, in welcher Conferenz die beiden Staatsmänner übereinkamen, daß Schwerin eine persönliche Audienz bei dem Könige nachsuchen und ihm die Bedingungen des Kurfürsten vortragen solle. Der Kurfürst genehmigte diesen Vorschlag bei Schwerin's Rückkehr und Schlippenbach, davon in Kenntniß gesetzt, schrieb nun sehr vergnügt: „Ich habe dieser Tage im Fuhrmannskalender ersehen, daß man dem rothen Adler im Mai zu einem sonderlichen Glück gratuliren werde, welches gewiß nichts anders ist, als daß zur Wiedervereinigung der Freundschaft und Vertraulichkeit mit Schweden gratulirt werden kann.“ Und bald darauf: „Seine Majestät werden stündlich bei der Armee erwartet; es wird sehr stark zu Wasser und zu Lande in Schweden armirt, und geht man diesmal gewiß mit etlichen vierzig Schiffen zur See, um den fremden Intriguen in mari baltico besser zu begegnen. Sonst gedenken die beiden nordischen Könige sich noch einmal in Person zu besprechen. Gott gebe, daß dies auch

bald zwischen J. Maj. und S. K. D. passiren möge; es sollten sich gewiß die Engel im Himmel darüber freuen und alle treuen Diener und Unterthanen frohlocken."

Zu dieser Freude waren aber nur geringe Aussichten und auch die beiden nordischen Könige weit davon entfernt, noch einmal eine persönliche Zusammenkunft zu suchen. Schweden rüstete mit aller Macht! Freilich hatte Karl Gustav wohl Ursache dazu. Die Friedensunterhandlungen mit Polen, zu denen er den Präsidenten Güldenklau bevollmächtigt hatte, nahmen trotz der Vermittelung des Kurfürsten fast gar keinen Fortgang. Dort war überdem Partheiung, wie immer: Die Königin Maria Ludovica, von Abneigung gegen das Haus Oesterreich erfüllt, arbeitete demselben in jeder Beziehung entgegen. Sie wünschte einem Bourbon, Heinrich Julius von Condé, dem Verlobten ihrer Nichte, die Thronfolge in Polen zu verschaffen, aber sie haßte und fürchtete auch Karl Gustav von Schweden und setzte Alles daran, den Kurfürsten von Brandenburg, welcher sich bisher den gegen Polen eingegangenen Verpflichtungen entzogen hatte, endlich zum Kriege zu bewegen. Polen und Brandenburg, mit Frankreich, ohne Oesterreich — das waren ihre Pläne. Darum reiste sie im Frühlinge selbst mit einem glän-

zenden Gefolge nach Berlin; sie wollte den Kurfürsten persönlich durch Aussichten, die sie ihm eröffnete, gewinnen. Der stolzen und intriganten Frau war es bitter, den Sieger von Warschau zu besuchen, welcher sie damals so schwer gedemüthigt hatte Sie war mit ihren Damen und ihrem ganzen Hofstaate hinausgefahren, um von einem hohen Pavillon bei Praga, in welchem für sie ein Thronsessel errichtet war, der Schlacht zuzuschauen, von der sie sich eine wahre Lustjagd versprochen. Ihre eigenen Pferde hatte sie hergegeben, um die Artillerie fortzuschaffen, mit Feuerworten hatte sie die polnischen Edelleute, die sich vor der Tribüne noch in Siegeszuversicht zeigten, angeredet und die Geschichte hat das übermüthige Wort, das ihr zugerufen wurde, wohl verzeichnet: „Wir werden die Säbel nicht brauchen, denn so nichtswürdige Feinde können nur mit Peitschen und Karbatschen aus dem Lande gejagt werden!" — Jetzt fuhr sie in den Schloßhof zu Berlin ein und der Kurfürst empfing sie mit Auszeichnung; er führte sie an seiner blauen Trabantengarde, welche ihr zu Ehren aufgestellt war, vorüber und sie konnte wohl eine naheliegende Erinnerung nicht unterdrücken, aber sie kleidete dieselbe in schmeichelhafte Worte: „Diese Trabanten sind mir wohl bekannt, es sind ja die nämlichen, welche sich vor Warschau

unter Ew. Durchlaucht so heldenmüthig geschlagen haben!"

Sie schoß aber damit über ihr Ziel hinaus, dem Kurfürsten konnten diese Worte, unnatürlich, wie sie waren, nicht gefallen und er kannte ja auch die unzuverlässige Frau zu genau, um nicht der Absicht ihres Besuches mit einigem Mißtrauen entgegen zu sehen. Nicht weniger bot sie ihm bei der ersten Besprechung ohne Zeugen, als die polnische Krone für einen seiner Söhne, freilich gegen Leistungen, die sie nicht gleich aussprach, die sich aber errathen ließen. Dieser dornenvolle Königsreif war in früheren Zeiten schon mehr als einem Hohenzollern angetragen, immer jedoch abgelehnt worden und die Gründe dazu hatten ihre Gültigkeit noch nicht verloren. Hier aber kam noch hinzu, daß ein williges Eingehen in die Pläne der Königin zu einem Bruche zwischen Brandenburg und dem Hause Habsburg, wie zu einer Annäherung an Frankreich geführt haben würde. Der Kurfürst war für die letztere zu deutsch gesinnt; die ganze französische Wirthschaft unter der Königin Anna und dem Kardinal Mazarin in den Händeln der Fronde widerstrebte seiner Natur; in der Politik Frankreichs sah er nur eine Gefahr für Deutschland und er zweifelte keinen Augenblick, daß sie bald genug wieder im Geiste Richelieu's

hervortreten we de. Am deutschen Kaiserhause hielt er als deutscher Reichsfürst mit der angestammten Treue seiner Ahnen

So wußte er die Königin von Polen, ohne ihre Pläne schroff zurückzuweisen, doch durchschauen zu lassen, daß er nicht darauf eingehen könne Er rieth aufrichtig zum Frieden mit Schweden, welcher alle weitern Verwickelungen sofort lösen werde und versprach darin seine weitern guten Dienste Maria Ludovika reiste unbefriedigt ab und die Ereignisse nahmen ihren Gang, welchen sie nicht hemmen konnte.

Die Schweden standen noch immer auf dänischem Boden; Vorwände dazu wurden leicht gefunden. Bis in den Mai hielt Wrangel noch mit einem Theile seines Heeres Seeland besetzt und hatte sein Hauptquartier in Slagels, immer noch im Innern der Insel, wenn auch nur vier Meilen von Körsör, dem gewöhnlichen Ueberfahrtsorte nach Fünen. Dann räumte er zwar Seeland, aber die schwedischen Truppen behielten ihre Positionen auf Fünen, in Schleswig und Jütland; es war, als könnten sie auch von dieser Beute nicht lassen. Die Landschaften, welche Dänemark hatte abtreten müssen, lagen fern und waren weder von dem Heere, das der König führte, betreten, noch eigentlich erobert worden, wie die genannten Provinzen. Bereute

Karl Gustav schon den schnell geschlossenen Frieden und glaubte er, daß er noch mehr hätte erreichen können?

Wie dem auch war, er rüstete mit Macht. Bald erhob er sich wieder in Person und kam in Flensburg wieder zu seinem Heere, wie der alte Schlippenbach bereits an Schwerin, den brandenburgischen Minister geschrieben hatte, daß er hier stündlich erwartet werde. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm säumte nun auch nicht länger, die Gesandten an ihn abzuschicken, um, wie es auf der Conferenz zu Prenzlow vorgeschlagen worden, der Verständigung einen praktischen Boden zu geben. Dazu erwählte der Kurfürst seinen getreuen Otto Schwerin und den Doctor Weimann, welcher viel von ihm in diplomatischen Geschäften gebraucht wurde, besonders im Haag. Aber die Zeit hatte sich schon geändert. Der König war nicht geneigt, die brandenburgischen Gesandten zu sehen, ertheilte ihnen gar keine Audienz, sondern ließ ihnen sagen, daß er befugt sei, sie als Feinde zu tractiren. Schwerin war über diese ungnädige Aufnahme um so mehr bestürzt, als er sich sonst des besondern Wohlwollens des Schwedenkönigs zu erfreuen gehabt hatte, doch hielt er es unter diesen Umständen der Ehre und Würde seines Herrn nicht für angemessen, länger zu verweilen, sondern reiste mit Dr. Weimann in der Nacht wieder ab.

Beide Könige, welche den Frieden zu Roeskild geschlossen hatten, waren gegen einander schon mit Beschwerden aufgetreten, beide Mächte haben, als derselbe nur allzu früh wieder gebrochen wurde und ein zweiter, viel längerer und blutiger Krieg begann, dem Gegner die Schuld aufgebürdet. Gewiß ist, daß die Schweden die Feindseligkeiten begannen. Karl Gustav konnte sich des Mißtrauens nicht entschlagen, daß der Frieden von Dänemark nicht aufrichtig gemeint sei und mit gewohnter Arglist, sobald sich nur die günstige Gelegenheit finden werde, von Neuem gebrochen werden möge. Diesen günstigen Augenblick dem Feinde zu rauben, und ihn nun rücksichtslos zu vernichten, gleichviel was ganz Europa dazu sagen werde, war Karl Gustav's fester Entschluß und schon im Sommer 1658 griff er wieder zu den Waffen. Unter dem Vorwande, daß seine Truppen aus Dänemark nach Preußen abgeführt werden sollten, wo der Krieg mit Polen noch immer seinen langsamen Fortgang hatte, ließ der König sie wieder nach Seeland rücken und als er hier festen Fuß gefaßt, warf er dem Dänen von Neuem seinen Fehdehandschuh hin.

Dieser Schritt erregte das ungeheuerste Aufsehen und manchen Schrei des Unwillens gegen den Ruhestörer, dessen Uebermuth und Eroberungsgier keine

Grenzen kannte, wie ihm auch der Krieg an sich, gleich den Bandenführern des dreißigjährigen Krieges, aus denen er hervorgegangen, als Höchstes galt. Man glaubte auf keinen dauernden Frieden in der Welt rechnen zu dürfen, so lange Karl Gustav von Schweden nicht von der stolzen Höhe, auf die er sich geschwungen, herabgestürzt sei, ja Viele gingen so weit, zu sagen, daß nur sein Tod der Welt den Frieden geben werde.

Zunächst befestigte der neuentbrannte Krieg die bereits geschlossenen Alliancen seiner Gegner und trieb sie zu engerm Aneinanderschließen. Der schon erwähnte Offensiv- und Defensiv-Tractat zwischen dem Kaiser, Brandenburg und Polen sollte nun endlich zur That werden, die festgestellte Streitmacht in's Feld rücken. „Nachdem nun der König von Schweden auf's Neue den Krieg wider Dänemark begonnen," schreibt der Minister Schwerin, „und wie man davon hält, den Vorsatz hat, den König ganz zu verjagen und Dänemark zu subjugiren, hat sich der Kurfürst entschlossen, kraft der mit Dänemark abgeschlossenen Alliance mit der kaiserlichen, der polnischen und seiner eigenen Armee nach Holstein, Schleswig und Jütland zu gehen."

Fünftes Kapitel

Dunkle Wolken.

Die Kunde von dem heldenkühnen Übergange des schwedischen Heeres über das Eis des Meeres hatte sich schnell in allen königlichen Ländern verbreitet und Stolz und Bewunderung erweckt selbst in den deutschen Provinzen, welche erst seit zehn Jahren schwedisch waren und noch der Zeit bedurften, um es recht zu werden. Bald darauf mischte sich auch in vielen Familien, welche Söhne oder liebe Verwandte beim Heere hatten, die Sorge hinein. Man wußte zwar, daß der ganze Kriegszug mit verhältnißmäßig geringen Opfern zu seinem glorreichen Ende geführt worden war, aber wer unter den Opfern des Krieges ein theures Haupt zu bewei-

nen hat, dem ist es gleich, ob dasselbe in einer Völkerschlacht, wo die Todten und Verwundeten nach vielen Tausenden gezählt werden, gefallen ist oder in einem unbedeutenden Gefechte, das von beiden Seiten nur wenige Leute gekostet hat. Hier war es vorzüglich der Untergang jener beiden Reiter = Compagnien bei Iversnäs unter dem brechenden Eise, der alle Gemüther, auch die unbetheiligten, beschäftigte. Man konnte sich das Bild nicht grausenhaft genug denken, wie im Moment siegesfreudigen Angriffs plötzlich der Abgrund unter den Rosseshufen sich geöffnet und die Reiter nun dem unentrinnbaren Tode in's Angesicht gestarrt!

Auch in Lossin, dem Krokow'schen Gute, lastete die bange Sorge und der Zweifel gar schwer auf den Herzen denn alle Nachrichten von dem Sohne waren schon seit geraumer Zeit ausgeblieben. Konnte Karl so rücksichtslos und leichtsinnig sein, nicht die erste Gelegenheit wahrzunehmen, um seinen Eltern sagen zu lassen, daß er Alles glücklich überstanden habe? Der Vater hatte in Demin angefragt, ob Botschaft vom Heere gekommen, er hatte, als Oberst Vieck das verneint, selbst den weiten Weg nach Anklam nicht gescheut und von dort die Nachricht heimgebracht, daß die beiden verunglückten Reiter=Compagnien zwar nicht vom Leibregiment der Königin, sondern von Waldeck

und Königsmark gewesen, daß aber auch vom Leibregiment mehrere Reiter und Officiere eingebrochen und ertrunken sein sollten. Näheres wußte man nicht. Die Mutter, wie sehr auch der Sohn ihr Liebling war, hielt sich mit der ihr eigenen Herzhaftigkeit die Schreckensbilder fern, welche sich Erika zuweilen ausmalte, doch mußte auch sie zuweilen in einsamer Stunde bitter weinen und sah von einem Tage zum andern der gehofften und gefürchteten Entscheidung vergebens entgegen. Da wandte sich Barnim an den Kommandanten in Wismar, den Obersten Mardefeld und bat um dessen Vermittelung, um über seinen Sohn Gewißheit zu erhalten; er glaubte für diesen, den der König über die Taufe gehalten und noch immer seiner Gnade würdigte, schon eine Beachtung in Anspruch nehmen zu dürfen. Bei der Langsamkeit aller Nachrichten konnte er freilich nicht hoffen, alsbald aus seiner Ungewißheit erlöst zu werden, aber er hatte doch etwas gethan und mit diesem Bewußtsein kehrte auch wieder einige Ruhe auf Lossin ein.

Der Frühling erwachte in diesem Jahre spät an den baltischen Gestaden, und auch landeinwärts ließen die Vorboten, nach welchen der Landmann so sehnsüchtig blickt, lange genug auf sich warten. Dann aber stand auch Alles binnen wenigen Tagen, wie

durch einen Zauber geweckt, in voller Pracht des jungen Grüns. Mit dem Erwachen des Lenzes lebt selbst in Herzen, welche vom Grame schwer heimgesucht sind, die Hoffnung wieder auf und treibt neue Blüten, um wie viel mehr fühlen sich lebensfrische gesunde Naturen, wenn sie aus dem Zwing und Bann des Winterzimmers erlöst sind, neu gekräftigt! So war es in Lossin. Hier hatten sich zwar die Frauen, Ebba nordisch gewöhnt und ihre Tochter von Jugend auf aller Verzärtelung fern gehalten, auch in der strengsten Kälte und bei dem schlimmsten Wetter nicht im Zimmer fesseln lassen, sondern täglich, wenn auch nur auf kurze Zeit, das Freie, wo für sie allein Lebenslust war, gesucht. Aber ein Anderes war es doch nun, im wärmern Sonnenschein, unter dem blauen Himmel, in dessen Aether hoch und unsichtbar die jubelnden Lerchen sich wiegten, durch Feld und Flur, weit hinaus am Ufer des Sees oder in dem frisch sich belaubenden Walde zu schweifen! Der Vater hatte nun viel auf seinen Feldern zu thun, er überwachte die Arbeiten mit der strengen Ordnungsliebe, welche alte Soldaten, die sich zur Landwirthschaft ansässig gemacht, immer bewähren. Mutter und Kind machten daher ihre Ausflüge, sobald Frau Ebba in Haus und Hof ihre Pflichten erfüllt hatte, meist allein. Sie besprachen dabei was ihnen am Herzen lag: die

Ungewißheit von Karl, welche ihnen aber jetzt minder ängstlich erschien, wenn sie bedachten, daß er sie ja auch während des Feldzuges in Polen, und damals viel länger, auf Nachrichten hatte warten lassen. Wie leicht konnte auch ein Schreiben, das er an sie aus Dänemark abgesendet, verloren gegangen sein.

Dann sprachen sie von den überstandenen Gefahren des vergangenen Herbstes, als die Polen mit furchtbarer Verwüstung Pommern heimgesucht hatten und sie fast allein von Allen, welche die wilden Feinde bei sich gesehen hatten, verschont geblieben waren. Sie dankten Gott dabei für den Frieden, der eine Wiederholung dieser Schrecken unmöglich gemacht hätte. Denn, so schloß die Mutter gegen Erika, entweder schließt nun auch Polen mit unserm Könige Frieden, das ist das Wahrscheinlichste wie uns auch der gute Oheim Detlev kürzlich geschrieben hat, oder der König führt jetzt wieder seine gesammte Macht nach Polen und dann ist es keine Frage, daß er siegen wird, wie er schon einmal dort gesiegt hat. Jedenfalls aber können polnische Schaaren, wenn sie daheim zu thun haben, nicht wieder in Pommern einfallen. Dies hatte auch ihr Gemahl, gegen den sie dasselbe geäußert, zugegeben, aber die Zuversicht mit welcher sie neue Siege für den König verkündigte, wenn Polen den ihm gebotenen

Frieden ablehnen würde, konnte er nicht unbedingt theilen. „Damals“ so sagte er ihr — gegen seinen Bruder Detlev hätte er es nicht zugegeben — „damals war er verbündet mit dem Kurfürsten von Brandenburg und was ihm dieser in der Schlacht von Warschau für Dienste geleistet hat, kann nicht geläugnet werden: Detlev behauptet sogar, ohne seinen Kurfürsten wäre die Schlacht gar nicht gewonnen worden. Jetzt steht derselbe nicht mehr auf seiner Seite — wir wollen hoffen, daß der König mit seinen tapfern Schweden siegen wird, aber so fest darauf bauen dürfen wir nicht. Der Kampf gegen die Übermacht hat seine Grenzen.“

Auch die Friedenshoffnungen, von denen sein Bruder wiederum in seinem Briefe geredet hatte, konnte er nicht als wahrhaft begründet annehmen. Er hatte in Demmin die Bekanntschaft des polnischen Kaplans gemacht, dessen sein Nachbar Podewils so oft in Lossin erwähnt hatte, er würde ihn auch in sein Haus eingeladen haben, wenn er nicht die Abneigung seiner streng lutherischen Frau vor jeder Begegnung mit einem Katholiken gekannt hätte: sie war auch darin eine echte Schwedin und wir wissen ja, wie die religiöse Intoleranz in ihrem Vaterlande noch in unsern Tagen von sich hat reden lassen, an Härte und Grausamkeit wohl so

ziemlich aufwiegend, was man der römischen Kirche Schuld gegeben hat. Nach Lossin wagte also Barnim den polnischen Kaplan, wie sehr er ihm auch gefiel, nicht einzuladen, es würde sofort zu unersprießlichen Erörterungen über Glaubensartikel, zu welchen seine eifrige und bibelfeste Frau nur zu sehr geneigt war, geführt haben, und all' die Feinheit und Klugheit des greisen Priesters hätte diese Klippe nicht vermeiden können. Aber deshalb hatte Barnim doch an seiner Unterhaltung Geschmack gewonnen und da er ihn auch einmal bei seinem Freunde Podewils getroffen hatte, ihn in ein politisches Gespräch verwickelt, wobei ihm derselbe seine Ansichten über die jetzige Lage der Dinge bescheiden zwar, aber vollkommen überzeugend, auseinander gesetzt hatte. Über die Verhältnisse des Nordens maßte er sich kein Urtheil an, die Dauerhaftigkeit des kaum geschlossenen Friedens von Roeskild bezweifelte damals auch wohl noch kein Mensch. Aber wie es in Polen und Preußen stand, darüber traute sich der Kaplan wohl einige Kenntniß zu, vielleicht unterhielt er auch noch geheime Verbindungen mit seiner Parthei im Vaterlande, wodurch er von Allem, was dort vorging, unterrichtet wurde. Nach seiner Meinung war es zwar sehr löblich, daß von beiden Seiten an dem Friedenswerke gearbeitet werde, er wollte auch die ehrliche Ab-

sicht dazu und die aufrichtige Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg nicht in Abrede stellen; aber er konnte nur geringe Hoffnung hegen, daß es zu einem, der ganzen Christenheit erwünschten Ziele führen werde. Die Gegensätze waren zu schroff, die Forderungen gingen zu weit auseinander; es war nicht anzunehmen, daß Polen, wie man sich schmeichle, in dem allgemeinen Frieden „die points d'honneur der Securität" nachsetzen werde. „Der Ehrenpunkt", äußerte der geistliche Herr und sein kluges Auge leuchtete im stolzen Nationalgefühl höher auf, „der Ehrenpunkt steht gerade in Polen jeder andern Rücksicht voran und kein König würde es wagen, der Republik ein Zugeständniß anzusinnen, welches die Ehre Polens verletzte: der geringste Landbote würde ihm auf dem Reichstage entgegentreten. Darum, wenn auch mein Vaterland noch so viel gelitten hat und darum den Frieden wünscht, fürchte ich, daß die Unterhandlungen — weil der Bogen überspannt wird — sich zerschlagen werden."

In diesen letzten Worten lag zugleich auch die feine Andeutung eines andern Ausganges, als der König von Schweden im Hochgefühl seiner bisherigen Siege von dem fortgesetzten Kampfe hoffen mochte. Der überspannte Bogen konnte brechen! Es stimmte mit Krockow's eigenen Besorgnissen überein, doch hütete

er sich wohl, sie gegen den geistlichen Herrn auszusprechen, der, wenn er auch nicht zu der Parthei des Königs Johann Kasimir gehörte, doch immer ein Pole war. Was dieser gesagt, wiederholte er zu Hause Wort für Wort, konnte aber damit die Zuversicht seiner Frau nicht erschüttern. „Was unser königlicher Herr vollbringen kann," entgegnete sie, „das vermag kein Mensch vorher zu sagen. Wer hätte den letzten Zug über die gefrorene See, wer hätte die schnelle Eroberung von ganz Dänemark für möglich gehalten? Die Welt wird noch mehr Wunder von ihm erleben, seiner Feinde mögen noch so Viele sein!"

Als Frau Ebba von der Begegnung ihres Gemahls mit dem polnischen Geistlichen gehört, bat sie ihn, einmal des Namens Tenczynski gegen denselben zu erwähnen: er schien mit allen vornehmen Geschlechtern Pclens bekannt zu sein und es war ja natürlich, daß ihn Barnim nach der Familie des jungen Mannes fragte, der sich, wie nicht zu läugnen, in Lossin so edel benommen hatte. Kannte der Kaplan dieselbe, so konnte Barnim weiter gehen und auch von Drewionka, dem oftgenannten Sitze des Starosten von Tenzcyn, reden: ob der geistliche Herr vielleicht etwas von den Schicksalen der Familie in letzter Zeit gehört habe.

Barnim kam dieser Aufforderung getreulich nach,

konnte aber seine Frau, welche mit großer Spannung auf seine Heimkehr wartete, mit dem, was er berichtete, nicht befriedigen. Der Kaplan kannte wohl den Starosten von Tenzcyn und wußte, daß er ein weltkluger, stets den Verhältnissen sich fügender Mann war, er hatte ihn, wie er sich erinnerte, einmal zu Krockow und später noch einmal auf einem Landgute des Kronfähnrichs Johannes Sobieski gesehen, aber seine Familie kannte er nicht, wiewohl der Ruf die Frau Starostin als eine höchst liebenswürdige wenn auch etwas taube Dame und ihre Töchter als sehr schön bezeichnete; von ihren Erlebnissen in letzter Zeit hatte er nichts gehört. Daß der Starost sich, wie es schien, beim siegreichen Vordringen der Schweden der Parthei, welche von Johann Kasimir abfiel, angeschlossen und den fremden Truppen, die zu Drewionka und auf seinen andern Gütern Quartier genommen, eine gute Aufnahme bereitet habe, glaubte er gern, jetzt werde er wahrscheinlich wieder gut polnisch sein! Frau Ebba konnte also auf diesem Wege keine Aufschlüsse erlangen und war noch froh, daß sie nicht, wie sie schon einmal beabsichtigt, den alten plumpen Hans Podewils mit der Ausforschung des Polen beauftragt hatte. Für ihr Kind war denn immer nur der alte, und freilich der beste Trost, der in dem festen Glauben ihres ver-

trauenden Herzens lag. Erika hatte noch oft mit der Mutter davon gesprochen und diese ihr wiederholt in klarer Weise zum Bewußtsein gebracht, was ihnen von jener traurigen Kunde bis jetzt offenbart worden. Karl hatte zuerst davon gesprochen, als er sich gegen die Anschuldigung vertheidigen wollen, mit seinem Vetter Fritz, als Beide auf jenem polnischen Edelsitze zusammen getroffen, in Unfrieden gelebt zu haben. Karl hatte Zeugniß abgelegt — und gegen seine Wahrhaftigkeit konnte kein Zweifel walten — daß sich das Herz der ältesten Tochter des Hauses dem Vetter zugeneigt und zuletzt eine heftige Leidenschaft für ihn gefaßt, so daß sie der Vater deshalb aus dem Hause gebracht und dasselbe bald darauf mit seiner ganzen Familie verlassen habe. Freilich hatte Karl den Vetter beschuldigt, mit dem Herzen des jungen Mädchens durch sein Benehmen ein leichtfertiges Spiel getrieben zu haben, das mochte er selbst glauben — auch darin konnte die Mutter die Worte ihres Lieblings nicht in Zweifel ziehen, — aber was er von seinen Warnungen gegen Fritz und dessen Unbefangenheit und Wesen selbst nach Wanda's Entfernung erzählt hatte, ließ immer die Annahme bestehen, daß Fritz weder eine Schuld trage, noch überhaupt irgend ein anderes Gefühl für das unglücklich verblendete Kind empfunden, als das

Wohlgefallen an dem harmlosen Umgange mit einem jungen und heitern Mädchen; vielleicht sei es auch die Freude gewesen, polnisch reden zu können, die ihn oft in den Kreis der Familie, aus welchem sich Karl zurückgezogen, geführt habe. So weit ging das, was Karl, nicht ohne dazu gezwungen worden zu sein, berichtet hatte. Dann war Severin Tenczynski hier gewesen. Er hatte sich gegen den Oheim Detlev, als dieser ihn gebeten hatte, die Frauen des Hauses in Frieden zu lassen, wie es einem jungem ritterlichen Edelmanne gezieme, in heftigster Weise über das Betragen der jungen, deutschen Edelleute in Polen, auch in jener Beziehung, ausgesprochen und mit einem Tage der Abrechnung gedroht. Daß er bei solcher Gesinnung die edelste Rache durch Schonung geübt, hatte ihm zur höchsten Ehre gereicht und war bei den Frauen, welche seiner Erscheinung an jenem Morgen in ihrem Familienkreise gern gedachten, unvergessen. Schon damals hatte sich aber Erika's Herz der Mutter geöffnet und ihr volles Vertrauen auf Fritz ausgesprochen. Die Mutter erinnerte sich daran, daß sie erklärt, einen Eid für ihn leisten zu können. Nun war er selbst gekommen und sein anfängliches Benehmen, als er betroffen gewesen, daß die Familie hier von Drewionka etwas gewußt, daß er bei seinen Erzählungen von dort ab-

sichtlich Wanda's Namen, obgleich er der Töchter des Hauses gedacht, zu nennen vermieden, hatte Erika's Zuversicht erschüttert. „Er hat kein reines Gewissen!" war ihr erstes Wort nachher zu der Mutter gewesen — ein Wort aus dem zum Tode betrübten Herzen, wie sich in der Frauenbrust wohl am meisten das Wort der Schrift bekräftigt: des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding. Mit welchem Entzücken hatte sie darauf dem liebevollen Vorwurfe der Mutter gelauscht, daß sie ihm Unrecht gethan, und sich danach gesehnt, von ihr beschämt zu werden, indem sie Friedrich durch eine grade Frage veranlassen wollte, sich offen auszusprechen! Seine Abreise hatte das verhindert, aber sein letztes Wort und der Blick, welcher dasselbe begleitet hatte, als der Vater ihn gebeten, ein feindliches Zusammentreffen mit seinem Vetter im Felde, so weit es sich mit seiner Ehre vertrage, zu vermeiden, hatte den Schatten verscheucht, welchen ein fremdes Mißtrauen in Erika's Seele geworfen. „Wie Er meine Ehre schont, werde ich die seinige schonen!" hatte er dem Vater Karl's geantwortet, es war der Ausdruck gekränkten Gefühls gewesen, den Erika mit freudig aufbebendem Herzen in seinem Tone vernommen hatte und als er ihr die Hand gereicht, hatte si: ihm im Stillen Alles abgebeten, wodurch sie ihm Unrecht gethan. Die

Mutter, wenn sie jetzt davon sprach, bereute, daß sie nicht den letzten Augenblick besser benutzt hatte, um jedes Misverständniß, das offenbar zwischen ihm und ihrem Sohne lag und vielleicht der Keim zu weiterer Entfremdung werden konnte, zu beseitigen, seine Worte, die ihr fast drohend geklungen, hatten sie im ersten Augenblick erschreckt und dann war es zu spät gewesen. Nun aber, wo sie auch Frieden in der Welt hoffte und sich diesen Glauben durch die Bedenken ihres Mannes nicht nehmen ließ, sann sie darauf, wie sie die Beiden, deren herzliche Eintracht sie so innig wünschte, wieder zusammenführen und Aug' in Auge mit einander verständigen und versöhnen könne.

Wenn Frieden ist! hatte Barnim auf des Bruders Einladung, zu ihm nach Wildenitz zu kommen, geantwortet. Jetzt war Frieden und wo noch ein Kriegsfeuerlein glimmte, sollte es ja mit Gottes Hilfe bald ausgelöscht werden. Unterdessen mußte auch Antwort aus Dänemark eingehen, wo nach des Obersten Mardefeld Angabe das Leibregiment der Königin noch stand und daher von dem Rittmeister von Krockow Nachricht einzuziehen war. Dann konnte leichtern Herzens der Plan einer Reise nach Wildenitz verfolgt werden; Frau Ebba hatte diese Besitzung ihres Schwagers, von welcher derselbe immer das Heimwesen be-

sonders rühmlich geschildert, noch nie gesehen, und hegte bei den Hoffnungen für ihr Kind, denen sich nach den Aeußerungen Detlev's, die er nur in seiner wunderlichen Weise verblümt, wie nach den Gedanken ihres Gemahls keinerlei Hindernisse entgegenstellten, den dringenden Wunsch, den Ort, wo Erika ihr Glück und ihre bleibende Heimath finden sollte, kennen zu lernen. Vielleicht war dann der Schwager Detlev im Voraus zu veranlassen, seinen Sohn, der hoffentlich nicht mehr im Felde stand, zu sich zu bescheiden — sie selbst bewegten Karl, mit königlichem Urlaub sie zu begleiten; Frieden und Glück dann auf immerdar!

In diesem Sinne sprach sie denn, nachdem ihre Gedanken so zu einem bestimmten Plane gekommen waren, zu ihrem Gatten. Dieser hörte sie mit freundlichem Lächeln an und erwiederte: „Das ist Alles recht schön, Ebba, und Niemand sollte es natürlich mehr freuen, als mich, wenn Alles so käme! Aber wir dürfen die Rechnung nicht ohne den Wirth machen."

„Und wer ist hier der Wirth?" fragte sie mit einem Blicke, in welchem einiger Stolz leuchtete.

„Seine Majestät, mein Herr Gevatter, König der Schweden, Gothen und Wenden," erwiederte er.

Sie kehrte sich, wie ihre Art war, wenn sie sich durch eine unerwartete Antwort in einer falschen Vor-

aussetzung überrascht fühlte, ein wenig ab und sagte: „Ich glaubte schon, Ihr meintet unsern Wirth auf Wildenitz und könntet annehmen, daß wir ihm eine Schwiegertochter, deren Hand er nicht als die höchste Ehre für seinen Sohn, als ein Glück auch für sich ansähe, bringen wollten — mit einem Worte, ich glaubte, daß Ihr Zweifel au Detlev's Wunsche hegtet. Wie könnt Ihr aber in solchen Dingen Scherz treiben!"

„Scherz treibe ich nicht, Ebba," versetzte Barnim, „und habe Dir ja meine Meinung nicht vorenthalten. Ob der König Frieden mit Polen schließen wird, weiß ich zwar nicht, da ich niemals in seinen Rath gezogen worden bin, noch minder hineingezogen werden kann, aber wenn es richtig ist, was der alte Kaplan sagt, daß Polen seine Bedingungen nicht annehmen wird, so weiß ich auch, daß mein Herr, der König, mit den Bedingungen, die er einmal gestellt hat, nicht wie ein Jude schachert und feilscht, sondern sie, wenn die Andern markten wollen, eher noch erschwert, wie jener Eroberer in Rom einmal noch sein Schwert in die Wagschaale warf, in welcher das ihm zu zahlende Gold abgewogen werden sollte. Dann nimmt der Krieg mit Polen seinen Fortgang und aus dem nur ehrenhalber noch glimmenden Feuerlein, wie Du sagst, wird wieder ein mächtiger Brand, dann könnte es sich leicht ereig-

nen, was Gott verhüten möge, daß Karl und Fritz sich doch im Felde auf Armslänge begegneten und ihre Fechtkunst an einander prüften."

„Hört auf — ich bitte Euch!" rief Ebba, von diesem Gedanken erschreckt.

„Man muß sich auch diesen Fall denken und das Schlimmste, was daraus folgen kann," sagte Barnim. „Hat man das Schlimmste als möglich gedacht, so kann man daran nicht mehr unerwartet zu Boden geschlagen werden. Alles ruht in Gottes Hand. Ich wollte nur sagen, mein braves Weib, daß wir uns mit unseren Vorsätzen noch nicht zu weit in die Zukunft versteigen dürfen. Wenn der Krieg in Polen und Preußen seinen Fortgang nimmt, so können wir natürlich nicht reisen. Wer weiß, was uns dann hier bevorsteht Ich glaube zwar auch nicht, daß uns wieder ein wilder Schwarm von Polacken sobald heimsuchen wird, denn wenn mein Herr, der König, sich mit dem Heere, das er vorher gegen die Dänen von dort abgeführt und jetzt so bedeutend verstärkt hat, wieder nach Polen aufmacht, so wird er ihnen zu Hause vollauf zu thun geben, und auch der Herr Kurfürst, meines hartköpfigen Bruders Lehnsherr mag sich vorsehen, daß ihm das Tergiversiren nach beiden Seiten nicht vom Könige vergolten wird und er für sein eigen Haus kämpfen

muß. Es pfeifen schon Stimmen genug, welche meinen, Brandenburg, das allzu hoch aufstrebe, müsse funditus ruinirt werden. Aber der Kaiser, Herzensfrau, der Kaiser! Seit Savelli's und Peruzzi's Zeit, von denen Anclam und Greifswald zu erzählen wissen, haben wir hier in Pommern keine Kaiserlichen mehr gesehen und die Gelegenheit wäre vielleicht sehr verlockend zu einem Versuche, ob man den Schweden nicht das deutsche Land, das sie mit dem Schwerte gewonnen, wiederum mit dem Schwerte entreißen könnte. Der Getreue, dem man es geben könnte, pocht ja schon auf sein Recht, wie Dir mein Herr Bruder zu verschiedenen Malen aus alten und neuen Geschichten bewiesen hat Wenn nun der Kaiser in seinen Erbländern ein Heer sammelt und grades Weges nach Pommern marschirt?"

„Lieber Herr, was Gott über uns verhängt, müssen wir tragen" erwiederte Ebba.

„Das ist ja meine Meinung So lange es denn in der Welt dunkel aussieht, dürfen wir nicht für uns allein auf Sonnenschein rechnen. Wenn Friede ist! hab' ich dem Detlev gesagt und dabei muß es bleiben."

Die Wolken, von denen er gesprochen hatte, hingen freilich schwer am Himmel, aber d e n Blitz, den sie in ihrem Schooße bargen und der sie bald flammend zerreißen sollte, hatte doch Niemand, als wer den Re-

gionen, wo die Ereignisse sich vorbereiten, ganz nahe stand, erwartet. Die bedeutenden Rüstungen Schwedens waren der Welt kein Geheimniß, auch in Pommern wußte man davon, denn es wurde im Lande stark geworben, sie erregten vielen Argwohn, aber im Grunde konnte es man dem Könige nicht verdenken, daß er, noch immer bedroht von so vielen und mächtigen Gegnern, sich in wehrhaften Stand zu setzen suchte. Als aber die Kunde erscholl, daß er trotz seiner gefährlichen Lage, umgeben von einer Welt von Feinden, den Frieden mit Dänemark, der ihn wenigstens von einer Seite sicher gestellt zu haben schien, wieder aufgekündigt, daß er ein Manifest voll Anschuldigungen wider diese Macht geschleudert habe und seine Truppen auf Seeland bereits wieder im vollen Marsche auf Kopenhagen seien, dessen Nähe sie kaum verlassen — da erschracken selbst seine treuesten Freunde, welche nicht durch ihn selbst von der Nothwendigkeit seines Schrittes überzeugt werden konnten, und gaben ihn verloren.

Hans Podewils brachte die Nachricht zuerst nach Lossin und wurde damit unwillig zurückgewiesen. Als er aber sein Wort verpfändete, daß er sie aus dem Munde des Obersten Vieck in Demmin selbst gehört, daß alle Neugeworbenen, welche sich dort gesammelt, Befehl erhalten hätten, statt nach Stettin, wie sie ver-

meint, schleunigst nach Wismar auszumarschiren und ein neues Mandat zu Anwerbungen, wenn nicht gar zu Ausschreibungen von Rekruten angekommen sei, da konnte Barnim Krockow nicht länger an der Wahrheit zweifeln Zum ersten Male ging ein Gefühl des Unmuths gegen seinen Herrn, den er bisher in unbedingter Huldigung verehrt hatte, in seiner Seele auf und gab sich auch in seinen zusammengezogenen Brauen, in dem bittern Ausdrucke seines Mundes zu erkennen. — „Ja, dann steht freilich Alles anders, als wir es uns gedacht haben!" sagte er. „Dann wird sich der König nicht in Person mit seiner gesammten Macht nach Polen erheben können, um seinen zweiten Feind und mit diesem seinen falschen Freund zu besiegen, worauf der Kaiser wohl auch Frieden gemacht hätte — dann muß er mit dem Dänen kämpfen und das wird jetzt, wo er ihm ein Paar Monate Ruhe gelassen hat, ein Kampf auf Tod und Leben! Die Andern werden unterdessen nicht müßig sein, und am Ende bleibt auch dem Könige nichts Besseres zu wünschen, als der Tod seines großen Oheims Gustav Adolf.

Barnim begegnete hier dem leuchtenden, tiefblauen Auge seiner Gemahlin, das mit einem ganz besondern Ausdrucke auf ihn gerichtet war. Sie hätte diesem Ausdrucke wohl Worte gegeben, aber die Gegenwart des

Gastes hielt sie davon ab. Er verstand sie dennoch und die Röthe, welche im unwilligen Reden sein männliches Gesicht gefärbt hatte, wurde dunkler, aber es war nun die Farbe der Beschämung Er schämte sich, dem Gefühle des Augenblicks nachgegeben und solche Worte über seinen Herrn gesprochen zu haben, Ebba's Blick hatte ihn darüber zum Bewußtsein gebracht. Auf die seufzende Antwort des Nachbars, daß freilich ein ehrlicher Reitertod für den Kriegsmann das Beste sei, was aber aus dem Lande und ihnen Allen, die dem Kriege zur Beute fielen, werden solle, erwiederte er nun gefaßter:

„Ich wüßte freilich ein Mittel, Hans, was Land und Leute und auch den König, wie viel Feinde ihn auch umschnauben mögen, retten könnte, aber da es nicht gebraucht worden ist, wo uns schon das Wasser an der Kehle stand und es einerlei war, mit dem Degen in der Hand oder zu Tode geschunden von den Polen umzukommen, so glaube ich auch nicht, daß es nun gedeihen würde."

„Ihr meint ein allgemeines Aufgebot?" fragte Podewils kopfschüttelnd.

„Ich meine, daß der König, statt mit Geld fremdes Gesindel zu werben, das beim ersten Umschlag des Wetters feldflüchtig unter die feindlichen Fahnen läuft,

statt mit seinen Ständen um Rekrutenbewilligung zu hadern, hochherzig sein ganzes, treues Volk von der Nordsee bis an die Spitze des finnischen Meerbusens hin zu den Waffen rufen solle, und daß sein Volk wie Ein Mann sich erhebe und mit Gut und Blut im Kampfe zu seinem Könige stünde — dann würden sie es wohl bleiben lassen, mit einer solchen Macht, die nimmer zu bezwingen ist, den Waffengang zu wagen, und ein ehrlicher, fester Friede auf Recht und Billigkeit gegründet, würde der Christenheit den lang' entbehrten Segen zurückgeben."

Ebba's Augen strahlten in höherem Feuer, ihr edles Antlitz war von der schönen Glut der Begeisterung überwallt. „Amen, lieber Herr!" rief sie mit bewegter Stimme „Gott wolle es also geben!"

Es zeigte sich aber schon hier, daß auf eine Begeisterung, die wie ein elektrischer Strom durch alle königlichen Lande gehe, nicht zu rechnen war, die Strömung vielmehr überall unterbrochen und gehemmt sein werde. Hans Podewils war gewiß ein tüchtiger Mann, sonst auch empfänglich für große Ideen, aber er hörte die feurige Rede seines Freundes unbewegt an und schüttelte den Kopf nur ärger.

„Ja, Barnim," sagte er dann, nachdem er einen langen Zug aus seinem Becher gethan hatte, „das

wäre sehr schön: die Sturmglocke im Herzogthum Bremen und in Pommern, oben in Lappland und Finnland, in ganz Schweden und in den neueroberten Ländern Karelen und Livland und wie sie alle heißen mögen! Aber werden sie kommen, Herr Bruder? Wer wird kommen, glaubt Ihr? Die Ritterschaft? Der Bürger? Oder der leibeigene Bauer, dem's gleich ist, ob er den oder jenen Herrn hat, da's ihm bei keinem besser gehen wird? Das ganze Volk wie Ein Mann, sagst Du! Ja, wenn wir nur Ein Volk hätten! Zähle sie nur, Du kannst es besser, als ich, die vielen Völkerschaften, die zum schwedischen Reiche geschlagen worden sind seit hundert Jahren! Ist das Ein Volk? Woher sollen sie die Anhänglichkeit an Schweden haben, das sie — nimm mir's nicht übel — abgerissen hat von ihren frühern Herrn, woher die Treue und Aufopferung für den König, den sie gar nicht kennen, kaum wissen, wie er heißt? Wird sich der Karele — ich weiß nun einmal keinen Andern dort — darum grämen, wenn er wieder moscowitisch wird, wie er vordem gewesen, der Livländer, wenn er wieder zur Krone Polen kommt, und so die Andern alle, die nicht von alter Abstammung her Schweden sind, was werden sie ihre ganze Wohlfahrt auf's Spiel setzen, wo sie doch kein rechtes Herz zur Sache haben können?

Und wenn wirklich ein Sturm und Kriegsgeschrei durch alle schwedischen Lande ginge, und die Menschen wirklich zu Hauf liefen, glaubt mir, Herr Bruder, es nähme doch dasselbe Ende! Denn der Eber ist von den Hunden gestellt, die ihn festhalten, die Jäger kommen von allen Seiten daher und fordern ihn auf den Fangspieß, mag er auch noch einen oder den andern mit seinen Hauern treffen, es bleibt ihm am Ende doch nichts übrig, als sich in das tödtliche Eisen zu stürzen. Dann geht es an die Theilung und Gott sei uns gnädig!"

Barnim schwieg. Die engherzige Meinung seines alten Freundes, welche dem großen Schwedenreiche alle Zusammengehörigkeit und seinen verbundenen Völkern jedes starke Nationalgefühl im Bewußtsein, ein Ganzes zu bilden, absprach, hatte den treuen Mann zwar empört, aber er konnte nicht läugnen, daß in den Worten viel Wahres lag. Die Zeit war noch zu kurz, jene Völker schon zu einem Ganzen verschmolzen zu sehen, der Riesenbau, zu welchem der erste Wasa, als er vor den Dänen zu den Dalekarliern floh, den ersten Grundstein gelegt, hatte sich erst in dem jetzt laufenden Jahrhundert, also binnen kaum fünfzig Jahren, wunderbar schnell zu schwindelnder Höhe emporgethürmt — sollte er wieder zusammenstürzen, Alles verloren gehen, was

Gustav Adolf's Siege, was die Feldherrn seiner Tochter, was jetzt der Held Karl Gustav gewonnen hatte? Eine trübe Ahnung ging durch Barnim's Seele und machte ihn still.

Podewils trank gelassen seinen Becher aus, als er seine abweisende Rede beendigt hatte. Frau Ebba, die ihn mit lebhaftem Unwillen angehört, wartete noch ein Weilchen, ob ihr Herr nicht antworten werde; da er aber mit gesenktem Auge schwieg und sie das schmerzliche Zucken um seinen Mund gewahrte, trat sie für ihn ein und sprach mit beredten Worten aus, was ihre Seele füllte, frauenhaft und würdig immer, aber doch mit nordischem Muthe, daß sich König Karl Gustav gefreut haben würde, Erik Slange's Tochter so tapfer seine Sache führen zu hören. Kein Wort, das den Freund und Nachbar ihres Hauses hätte persönlich verletzen können, aber doch ein Geist ihrer Rede, der ihn wohl beschämen mochte! Gab er das von Jägern umstellte königliche Wild verloren, schien selbst ihr Gemahl nach dem momentanen Aufschwunge, den er, Karl Gustav's Getreuster, genommen hatte, wieder in seinen ersten Kleinmuth zurückgesunken zu sein, welcher dem Könige nichts Besseres zu wünschen wußte, als einen Tod in der Schlacht, wie sein großer Oheim geendigt hatte: Ebba Slange hielt das Banner freudiger Zu-

versicht hoch empor und prophezeite das glorreichste Ende des Riesenkampfes. In einer Beziehung ist ihr Glaube nicht zu Schanden geworden!

Der alte Podewils, der stets ein großer Verehrer von ihr war, fand sie in ihrer Aufregung fast überirdisch schön und fühlte sich von ihren Worten ganz überwältigt. „Ich will ja gern Unrecht haben!“ sagte er. „Es sind freilich schon Wunder und Zeichen in der Welt geschehen und was ein starkes Herz und ein tapferer Arm vermag, haben unsere Väter an mehr, als einem Exempel erfahren. Über Nacht kann Alles anders werden — absonderlich in der Politik. Wir wollen deshalb auch hier in Pommern nicht verzagen. Für's Erste gilt's ja noch in Polen.“

Schwer war es heut, das Gespräch auf etwas anders zu lenken, weil die Nachricht, welche er gebracht hatte, sich fort und fort den Gedanken wieder aufdrängte. Es traf aber, noch ehe Podewils wieder seinen Klepper bestieg, doch eine Kunde in Lossin ein, welche die gedrückte Stimmung, der sich Barnim nicht entwinden konnte und die schon anfing, auch auf Ebba einzuwirken, in die lebhafteste Freude umwandelte. Der Postreiter brachte einen Brief, in welchem der Schloßherr sogleich die längst erwartete Antwort auf seine von dem schwedischen Commandanten in Wismar nach Holstein vermittelte Anfrage fand.

„Karl ist nach Preußen entsendet!“ rief er schon bei den ersten Zeilen, die er gelesen, seiner ängstlich ihn beobachtenden Frau zu.

„Gott sei gelobt! So lebt er — und hat alle Gefahren überstanden! Warum aber sind wir ohne alle Nachrichten geblieben? Ein Wort hätte er doch von sich hören lassen können — er ist vielleicht verwundet, krank gewesen?“

Der Vater konnte auf die Fragen der Mutter aus seinem Briefe keinen Bescheid geben. Darin war nur gesagt, daß der Rittmeister Karl Gustav Krockow von der Königin Leibregiment, nachdem er mit demselben aus Seeland nach Fünen zurückgekehrt, auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät des Königs nach Gothenburg, allwo Allerhöchst Dieselben nach glücklicher Campagne eine Zeitlang residiret, berufen worden, von dort zwar nach Flensburg, wohin mittlerweile das Regiment abmarschirt, im Laufe des Mai zurückgekommen, aber nur, um sich zu melden, daß er mit Überbringung von Depeschen an den Herrn Feldmarschall-Lieutenant von der Linde, welcher die Truppen an der Weichsel zur Zeit befehligte, commandirt sei. Dahin sei er dann instradirt worden. Auf welchem Wege, besagte das Schreiben nicht, wie es denn überhaupt nichts, als die thatsächlichen Angaben enthielt, welche die Eltern in der Hauptsache beru-

digen mußten Der Sohn war gesund, war von seinem Könige mit einem besondern Auftrage beehrt worden; das mußte ihnen genügen. Warum er ihnen nichts von Allem gemeldet hatte? Die Mutter war die erste, ihn deßhalb von jedem Vorwurfe frei zu sprechen, er hatte auf jeden Fall geschrieben, nur war der Brief verloren gegangen.

Podewils freute sich mit ihnen und ritt dann in behaglichster Stimmung ab. Unterwegs erst befiel ihn wieder die Sorge vor der Zukunft und er fragte seufzend, warum es denn nicht im lieben Pommerlande so gemüthlich bleiben könne, wie eben jetzt, was sie, die Landsassen, denn eigentlich ein Krieg zwischen den Kronen Schweden und Polen angehe, zu welchem die Gelegenheit geradezu vom Zaum gebrochen worden sei? Begierig war er, was sein politisches Orakel, der geistliche Herr aus Polen, zu dieser neuen Wendung der Dinge sagen werde, über welche er noch nicht mit ihm gesprochen hatte.

In Lossin hatte nun auch Erika, welche nicht zugegen gewesen, als die Nachricht über ihren Bruder angekommen war, die Kunde davon erhalten. Lichte Freude war auch bei ihr der erste Ausdruck ihres lieblichen Gesichts gewesen, dann aber glaubte die Mutter einen sinnenden, besorgten Blick ihres Auges zu be-

merken, als falle ihr doch etwas auf's Herz. „Wird er dort bleiben?“ fragte Erika.

Der Vater konnte es nicht wissen und gab der Frage keine tiefere Bedeutung, die Mutter aber verstand sie. Als Erika später den Eltern gute Nacht gewünscht und sich in ihr Kämmerlein begeben hatte, sagte Frau Ebba: „Mir liegt es wohl auch am Herzen, zu wissen, ob Karl dort bleiben wird.“

„Ja, wer kann Dir das beantworten, da der stolze junge Herr gegen uns stumm bleibt,“ erwiederte der Vater. „Freilich wohl möchten wir wissen, wo er bleiben wird. Ich denke mir, sein Regiment wird nicht wieder nach Preußen geschickt werden, bevor der neue Krieg in Dänemark zu Ende ist, und somit wird Karl, wenn er seine Depeschen an den Feldmarschall-Lieutenant übergeben und dessen Antwort an den König erhalten hat, zurückkommen. Sein Platz ist doch immer beim Regimente.“

„Wird aber der Krieg in Dänemark alle Regimenter, welche jetzt dort sind, festhalten, wird der König nicht gerade gegen die stärksten Feinde seine besten Regimenter schicken — und wäre es nicht möglich, daß Karl, auch wenn das Leibregiment in Dänemark bliebe, eine andere Bestimmung erhalten hätte?“

„Du stellst mir Fragen, die nur der König beantworten kann. Was hast Du, Frau?“

„Fällt Euch denn gar nicht ein, was sich nun doch ereignen könnte, wenn unser Karl Gustav bei dem Heere in Preußen bliebe? Ihr sagtet vor Kurzem erst, daß er dann wohl auf Armeslänge plötzlich seinem leiblichen Vetter im Kampfe gegenüber stehen könnte —“

„Leiblichen Brüdern ist das schon begegnet, wenn sie unter verschiedenen Fahnen dienten,“ entgegnete Barnim, welchem das alte Soldatenblut warm wurde. „Traurig bleibt's immer und wenn man's mit Ehren kann, wird man ein solches persönliches Zusammentreffen im Gefecht vermeiden, fügt es aber das Getümmel der Schlacht also, nun dann gebietet einzig Ehre und Pflicht, mag es kommen, wie es will.“

„Gott schütze uns!“ sagte Ebba leise.

Sechstes Kapitel.

Eine Welt von Feinden.

König Karl Gustav war nicht wie ein tollkühner Raufbold, der sich mit dem Schwert in der Faust blindlings in's Abenteuer stürzt, in den neuen Krieg gegangen, sondern er hatte mit dem Blicke des Staatsmannes alle Verhältnisse umfaßt und als Feldherr nach allen Seiten hin seine Maßregeln getroffen. Die Zahl seiner Feinde und ihre Macht schreckte ihn nicht, er wußte, daß das Geheimniß des Sieges in ganz andern Dingen liegt, als die sich zählen und messen lassen.

Sich selbst hätte er den dänischen Krieg vorbehalten, zu welchem er freilich auf Seeland wiederum

nur verhältnißmäßig geringe Streitkräfte verwenden konnte. In Holstein blieb der Pfalzgraf von Sulzbach als Gouverneur, unter ihm Georg Friedrich von Waldeck mit 6000 Pferden und 2000 Mann zu Fuß, er hatte den Sturm zu bestehen, der etwa von Deutschland her einbrechen sollte. Pommern's feste Plätze waren mit tüchtigen Commandanten besetzt und auf sich selbst gewiesen, der König rechnete darauf, daß die Kaiserlichen und Brandenburger Pommern als deutsches Land aus Achtung vor dem westphälischen Frieden nicht angreifen würden, und hoffte deshalb auch auf eine Mitwirkung der in Stettin unter Paul Würtz, dem Vertheidiger von Krakau, stehenden Truppen gegen Preußen hin zu gemeinschaftlichen Operationen mit seinem, des Königs Bruder, dem Pfalzgrafen Adolf Johann, der sich noch immer dort hielt und keinen seiner wichtigen Punkte Thorn, Graudenz, Marienwerder, Stum, Marienburg, Elbing, welche der Feldmarschall-Lieutenant von der Linde deckte, verloren hatte. Von Livland aus war General Douglas beordert worden, das Herzogthum Kurland zu besetzen und den Herzog Jakob, noch aus Kettler's, des letzten Heermeisters Stamme, welcher im geheimen Einverständnisse mit Polen stand und gewiß bald feindlich aufgetreten wäre, zu verhaften. Dies war geschehen, die

Schweden hatten den Herzog in seiner Hauptstadt Mietau gefangen genommen und mit seiner Gemalin, obgleich diese ihrer Entbindung entgegen sah, nebst seiner ganzen Familie nach Narva abgeführt. Douglas sollte dann im geeigneten Augenblick das Herzogthum Preußen, das Land des Kurfürsten von Brandenburg angreifen. Von dem Czaren befürchtete der König nicht viel, auch mit ihm waren Unterhandlungen angeknüpft und diese versprachen einen bessern Erfolg, als die zu Danzig mit Polen, welche trotz der Bemühungen der brandenburgischen Gesandten, die es in der That ernstlich zu meinen schienen, nur in die Länge gezogen wurden. Eins aber, worauf der König mit Bestimmtheit für den Krieg in Preußen rechnen konnte, das war die Uneinigkeit zwischen den Bundesgenossen, wie sie sich bei allen gemischten Heeren und zu allen Zeiten herausstellt Nach Holstein sollte zwar auch ein solches rücken, zusammengesetzt aus Kaiserlichen, Brandenburgern und Polen, aber hier stand der Oberbefehl dem Kurfürsten von Brandenburg zu und dessen gebieterische Persönlichkeit, welche wohl geeignet war, alles Widerstrebende unter seinen Willen zu beugen, kannte der König nur zu wohl. Hier war in der That ein kräftiges Vorgehen zu fürchten, aber bis dahin hoffte Karl Gustav mit Dänemark fertig zu sein, dem Pfalzgrafen

von Sulzbach, der sich einstweilen halten sollte, zu Hülfe zu eilen und sich nun mit einem ebenbürtigen Gegner zu messen. Auf diesen Kampf freute sich seine kriegerische Seele! Zur See endlich, im Sunde, wachten seine wohlausgerüsteten Schiffe, daß nicht eine holländische Flotte, deren Auslaufen zu erwarten stand, den Dänen zu Hülfe komme und etwa vor Kopenhagen erscheine, bevor die Stadt in seine Hände gefallen sei. Von England hatte der König sich wenig Gutes zu versehen, aber Frankreich, in seiner nie verläugneten Politik gegen das Haus Habsburg, das ihm wiederum feindlich entgegentrat bei den Thronfolgebewerbungen in Polen, Frankreich, so hoffte Karl Gustav, werde ihm, wenn auch nur mittelbar, wie es im Anfange des großen deutschen Krieges mit Gustav Adolf gethan, gute Dienste leisten; die Königin von Polen war ganz französisch gesinnt, sie beherrschte ihren Gemahl und eine große Parthei in Polen war gegen den Krieg. Karl Gustav konnte noch immer den kommenden Ereignissen fest und muthig entgegen blicken.

Im August waren die Feindseligkeiten auf Seeland bereits eröffnet worden. Die Schweden erschienen wieder vor Kopenhagen und schlossen König Friedrich in seiner Hauptstadt ein, aber ehe ein Angriff unternommen werden konnte, mußte erst Kronborg, die wich-

tige Feste vor Helsingör, der Schlüssel zum Sunde, genommen werden. König Friedrich der Zweite hatte vor hundert Jahren das alte feste Schloß, das schon lange vor der Erbauung von Helsingör, der Stadt Helsingborg auf schwedischem Ufer gegenüber, am Sunde gestanden und denselben geschützt hatte, mit Festungswerken aus großen, gehauenen Quadern versehen, welche in vortrefflichem Zustande erhalten waren. Daß er aber einen Angriff zu Lande nicht recht für möglich gehalten, bewies, daß er zugleich unweit der Feste, zwischen ihr und der Stadt, vor dem rothen Thore der letztern, einen prächtigen Lustgarten mit einem phantastischen Schlößchen angelegt hatte, das seine Gestalt seitdem verändert hat, aber noch immer Marienlust heißt. Hier hausten jetzt die Schweden, welche Kronborg alsbald berannt hatten, und sich anschickten, sie mit List oder Gewalt zu nehmeu, da eine förmliche Belagerung den König in seinen Absichten auf Kopenhagen zu lange aufhalten mußte.

Zur selben Zeit war aber schon das Heer bereit, welches den Dänen in ihrer Bedrängniß Hilfe bringen sollte und der Kurfürst von Brandenburg als Oberfeldherr berief die vornehmsten Generale zu einem Kriegsrathe, während die einzelnen Corps langsam ihren Sammelplätzen zuzogen. Wohl erhoben sich hier

Stimmen für eine methodische, und recht sichere Kriegführung, es schien gefährlich, eine so starke Festung, wie Stettin, mit ihrer ansehnlichen Besatzung und dem unternehmenden Commandanten im Rücken zu lassen, daher riethen sie, diese Festung vor allen Dingen zu belagern und erst nach deren Einnahme mit der ganzen Armee nach Holstein zu rücken. Hier möge jedoch immerhin die schwere Reiterei, welche bei der Belagerung nichts helfen könne, und ein Theil der Infanterie den Krieg beginnen, um den Pfalzgrafen Philipp von Sulzbach einstweilen zu beschäftigen. Der Kurfürst verwarf jedoch diese Vorschläge unbedingt und sein gewichtiges Wort entschied. Nicht allein widerstrebte diese langsame Weise der Kriegführung seinem thatkräftigen Feldherrngeiste, der stets auf rasche Operationen und entscheidende Waffenschläge ging, wie er später der Welt, vorzüglich den Schweden nach Karl Gustav, bewiesen hat, sie erschien ihm auch in der jetzigen Lage geradezu verderblich, denn sie gewährte dem Feinde dasjenige, woran im Kriege Alles gelegen ist: Zeit! Was half die Eroberung von Stettin, wenn unterdessen Kopenhagen fiel und Dänemark vernichtet wurde? Der Zweck des Kriegszuges war doch, dem Könige von Dänemark zu Hülfe zu kommen und that man das vor Stettin? Wer Karl den Zehnten kannte, der wußte, daß er sich

dadurch nicht irren oder etwa gar nach Deutschland locken ließ. Es waren aber auch noch andere Gründe, welche den Kurfürsten bewogen, das schwedische Pommern nicht anzugreifen; so lange als möglich wollte er die Bestimmungen des westphälischen Friedens aufrecht halten, denn wurden sie unverletzt erhalten, so hinderte man auch die fremden Mächte, die sich mit zu Bürgen desselben aufgeworfen, die Klauseln nach ihrem Belieben zu Deutschlands Schaden zu brechen, und endlich sah der Kurfürst immer noch ganz Pommern als sein rechtmäßiges Eigenthum an, das er einst doch noch mit seinen übrigen Staaten zu vereinigen hoffte. Pommern mußte daher geschont werden.

Leider war es ihm nur nicht möglich, von seinen eigenen Landen überall die Verwüstung abzuhalten, welche sie beim Durchzuge von seinen Bundesgenossen, ja von den brandenburgischen Truppen selbst erlitten. Das Kurfürstliche Kriegsrecht, in achtzehn Titeln vortrefflich ausgearbeitet, ein Muster der Kriegsgesetzgebung für damalige Zeit, war zwar längst in Kraft getreten und die strengsten Verordnungen hielten es aufrecht, aber wir haben schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß in den Heeren aller Staaten noch eine sehr große Zahl alter Kriegsgesellen diente, die den dreißigjährigen Krieg in seinen letzten, an Land-

verwüstung Alles übertreffenden Jahren mitgemacht hatten — der Geist dieses entsetzlichen Krieges spukte noch fort und ließ sich erst viel später bannen. Alle Kriegsartikel und deren Titelkupfer, auf welchen die Strafen jeglicher Art abgebildet waren, alle Richtersprüche und Executionen halfen dazu nicht, den bösen Geist konnte erst eine andere, bessere Zeit verscheuchen. Darum konnte auch Graf Dohna in einem Schreiben an den Minister Schwerin, welcher den Kurfürsten bereits an die Spitze des Heeres begleitet hatte, die prächtige Haltung und Tüchtigkeit der Truppen, die er im Marsche sah, preisen, aber er mußte doch hinzufügen: „Die Unbill, welche unsere Leute begangen haben, schreit um Rache, und ich hoffe, daß der Kurfürst die Urheber solcher Bosheiten entdecken wird.“

Vorzüglich waren es jedoch die Polen, die sich in Grausamkeit und Verheerung hervorthaten, als solle das Land auf alle Zeiten verderbt werden. Es war ja freilich nicht Feindesland, aber doch deutsches Land und der Deutsche kann nimmer des Polen Freund sein, auch wenn dieser an seiner Seite kämpfen muß. Nach dem zu Berlin abgeschlossenen Tractate sollte der König von Polen 5000 leichte Reiter und 3000 Mann zu Fuß und Dragoner zu dem vereinigten Heere stellen, davon waren nur 2—3000 Pferde erschienen, die

übrigen Truppen sollte Peter Opalinski, der Wojewode von Podlasie, nachbringen Aber die Zuchtlosigkeit des Vortrabs, der auf dem ganzen Marsch mit muthwilliger Bosheit selbst die Mühlen und Backöfen zerstörte, aller sonstigen Gräuel, vor denen die Seele schaudert, zu geschweigen, verbreitete schnell genug Entrüstung und Zorn gegen diese Bundesgenossen selbst bei den hartgesottenen Kriegsknechten des Heeres und trieb das Landvolk zur Verzweiflung. Der Kurfürst war schon am 7. September mit dem Minister von Schwerin, dem General-Kriegskommissär von Platen und Herrn von Somnitz vorausgeeilt, um mit einem starken Reiterhaufen in Holstein einzurücken, während die Hauptmacht im langsamen Heereszuge folgte. Sie sollte nicht durch die Mark ziehen, sondern durch die benachbarten Länder, hielt sich aber auf beiden Grenzen und hier, wie dort mit gleicher Verwüstung. In der Mark hatte er den Prinzen von Anhalt-Dessau, welcher nun ganz aus schwedischen Diensten in brandenburgische übergetreten war, als seinen Statthalter gelassen, derselbe war aber nicht im Stande, das Land vor Bedrückungen zu schützen, wenn er nicht durch Gewaltmaaßregeln gegen die Soldatesca die Verbündeten des Kurfürsten ihm verfeinden wollte. Traurige Rücksichten! Auf die Klagen, welche den Landesherrn tra-

sen, ordnete dieser jedoch sofort an, daß sich das Landvolk bewaffnen und Gewalt mit Gewalt vertreiben solle. So entstand ein kleiner Krieg, der hier und da mit Erbitterung geführt wurde.

Von Mecklenburg aus sollte der Einbruch in Holstein geschehen. Der Kurfürst hielt am 14. September bei Parchim eine große Heerschau und erließ dann ein Manifest, welches der Welt die Beweggründe seines Handelns darlegte. Der Pfalzgraf von Sulzbach hatte die Nachricht vom Anmarsch des verbündeten Heeres sogleich seinem Könige in das Lager von Kopenhagen gemeldet, aufhalten konnte er dasselbe nicht, seine Posten an der Gränze zogen sich langsam vor dem Vortrabe des Kurfürsten, welchen der kaiserliche General Graf Sporck, unter ihm brandenburgischer Seits Pfuel, befehligte, zurück. In einer sehr gedrückten Lage befand sich nun der Herzog von Holstein. Er wünschte seine Neutralität zu behaupten, aber sie wurde nicht geachtet, seine Gesandten, welche den Kurfürsten zu Husum trafen und ihm Vorstellungen machten, und um Schonung des Landes baten, erhielten zur Antwort, daß die Besetzung dem Herzoge eher angenehm sein müsse, da das Land auch von den Schweden nicht geschont werde, seine neutrale Stellung habe er aber selbst schon aufgegeben, indem er den Schweden vielfache Unterstützung

geleistet. Der alte Herr wandte sich nun um Rath an seinen königlichen Schwiegersohn. Dieser rieth ihm, offen auf seine Seite zu treten und der Herzog war gar nicht abgeneigt dazu Aber er fand den heftigsten Widerspruch bei seinen Ständen, besonders der Adel wollte, des gemeinschaftlichen Regiments wegen, nichts davon wissen, da er auch dem Könige Friedrich Treue gelobt hatte. So ergab sich der Herzog in sein Schicksal, zu dulden, was er nicht ändern konnte.

Unterdessen war der Kampf vor Kopenhagen schon furchtbar entbrannt. Anfangs, als die erste Nachricht vom neuen Anrücken der Schweden an einem Sonntage während des Gottesdienstes gekommen, war Alles in größter Bestürzung gewesen und wenn Karl Gustav, wie er früher im Sinne gehabt, statt von Kiel wieder über den Belt zu gehen und im Süden von Seeland sein Heer zu landen, dasselbe mit der Flotte gerade vor Kopenhagen geführt hätte, wo nur 400 Mann Besatzung lagen, so hätte er im ersten Schrecken vielleicht die Hauptstadt gleich zur Ergebung gezwungen. Auch jetzt hatte Alles den Kopf verloren und sann nur auf Flucht — man drang in den König, sich mit seiner Familie nach Norwegen zu begeben. Aber der König, Er der Einzige, behielt Standhaftigkeit: „Muß ich sterben“ sagte er, „so will ich es hier, wie der

Vogel in seinem Neste." Er berief den Magistrat, die Geistlichkeit und die Professoren der Universität auf das Schloß und befragte sie, ob sie Blut und Leben für die Vertheidigung des Vaterlandes wagen wollten; sie antworteten ihm mit einem freudigen Ja und bald bemächtigte sich, durch das Beispiel des Königs, durch Wort und That der höchstgestellten Männer des Reichs entflammt, der ganzen Einwohnerschaft eine hohe Begeisterung. Die Außenwerke wurden aufgegeben, die Vorstädte in Brand gesteckt; Tag und Nacht arbeiteten alle Klassen der Bevölkerung an den Wällen der Stadt.

So fand Karl Gustav die Stadt, als er in Person vor derselben erschien. Der Anblick der brennenden Vorstädte, welche die Bürger selbst angezündet, machte ihn stutzig, es war das unverkennbare Zeichen eines zum äußersten Widerstande entschlossenen Volksgeistes. Dennoch drang Dahlberg, welcher Tags zuvor den Vertheidigungszustand der Stadt recognoscirt hatte, auf ungesäumten Sturm; wie einst beim Eisübergange, verbürgte er sich mit seinem Kopfe für das Gelingen und erbot sich, zu Wagen an der Spitze der Stürmenden über den elenden Wall hinwegzufahren. Aber in dem Kriegsrathe, welchen der König zu Wallby hielt, erklärten sich alle Generale gegen den Sturm, zu welchem das Heer zu schwach sei; Wrangel rieth

vielmehr, wie schon früher gesagt, zuerst Kronborg anzugreifen und — der König gab nach. Es war die veränderte Haltung von Kopenhagen, welche ihn dazu bestimmte. Auf diese moralische Kraft im dänischen Volke, geboren in der höchsten Gefahr, entschlossen zum Kampfe der Verzweiflung, hatte er nicht gerechnet.

Stillstand im Kriege ist Rückschritt. Zwar fiel Kronborg nach drei Wochen mit 77 Kanonen und reichem Material in Wrangels Hand und die Schweden waren, was sie nie gewesen, Herren des Sundes. Aber die Belagerung Kopenhagens, obwohl von Steenbock mit aller Kraft geleitet, konnte ohne schweres Geschütz keinen raschen Fortgang nehmen. Die Belagerten gewannen dadurch Zeit, ihre Wälle zu verstärken, vor den Thoren Raveline anzulegen, Blockhäuser zu bauen — und bald suchten sie den Kampf durch wüthende Ausfälle, bei welchen man immer die schwarzen Schaaren der Studenten tapfer voran sah. Bei einem derselben verloren die Schweden in einem langdauernden hartnäckigen Gefechte mehrere hundert Todte und sogar 300 Gefangene. Die Ankunft der schwedischen Flotte unter Bjelkenstjerna brachte zwar einen Umschwung hervor, die Stadt wurde nun auch mit glühenden Kugeln beschossen, mehrere Feuersbrünste entstanden, Mangel an Lebensmitteln machte sich fühlbar, die Thätigkeit der

Bürgerschaft schien zu ermatten — aber Karl Gustav erhielt bestimmte Nachricht, daß Holland eine Flotte zum Beistande Dänemarks senden werde und an dem folgenden Tage die Meldung des Pfalzgrafen von Sulzbach über den Anmarsch des Kurfürsten. Einen Moment dachte Karl Gustav schon daran, die Belagerung unter diesen Umständen aufzuheben. Aber im Geiste musterte er die Macht, über welche er außer seinem kleinen Heere in Seeland noch auf dänischem Boden zu gebieten hatte. Die Insel Fünen war mit 3000 Reitern unter dem Grafen von Waldeck und Henrik Horn belegt; in Friedrichsodde standen 3600 Mann unter dem General Bötticher und dem Prinzen von Sachsen-Weimar, die Insel Alsen hielt der tapfere Ascheberg mit 1000 Mann besetzt. In Holstein waren die Festungen und Tönningen laut Vertrag den Schweden eingeräumt worden, worauf sich eben der Kurfürst von Brandenburg berufen, als der Herzog gegen ihn die Neutralität hervorgehoben hatte. Freilich mußte der Pfalzgraf von Sulzbach, der in Holstein befehligte, einen schweren Stand haben, aber es kam dort ja nur darauf an, daß er den ungleichen Kampf eine Weile hinzuhalten wußte. Der König beschloß daher, dem Drange der auf ihn einstürmenden Gefahren nicht zu weichen.

Philipp von Sulzbach erhielt Befehl, seine Regi-

menter sogleich zusammenzuziehen, die Marsch — das tiefer gelegene fruchtbare Land — zu verwüsten, um dem Feinde in Holstein den Unterhalt zu rauben und sich nach Rendsburg zurück zu ziehen, wo er eine Schiffbrücke über die Eider schlagen und befestigen sollte, damit er die Freiheit seiner Operationen behaupte. Der König selbst betrieb nun die Belagerung von Kopenhagen mit rastlosem Eifer und als nach der Eroberung von Kronborg Wrangels Truppen wieder zu ihm stießen, rückte sie wirklich vor; mehrere Batterien des Feindes waren schon zum Schweigen gebracht, die schwedischen Laufgräben hatten sich bis auf 50 Schritt dem gedeckten Wege vor dem Hauptgraben genähert, es kam nur noch darauf an, einen Damm zu durchstechen, um das Wasser des Grabens ausströmen zu lassen, dann der Sturm!

Aber im letzten und höchsten Momente der Noth, welche alle Hingebung der Kopenhagener zu Schanden zu machen drohte, erschien die holländische Flotte, eine der prächtigsten, welche Holland je gerüstet, vor dem Sunde; 35 Kriegsschiffe mit einer Menge von Transportfahrzeugen, welche Lebensmittel und Truppen führten, unter Jakob von Wassenaer, Herrn von Opdam, Admiral von Holland, nebst den Vice-Admiralen Cornelius de Witt und Peter Floris. Widrige Winde

hielten sie sechs Tage bei Hammermölle fest und der Reichs-Admiral drang in den König, daß er ihn, begünstigt durch Strom und Wind, angreifen lasse. Aber Karl Gustav gab nicht der Stimme der Kriegskunst, sondern der Politik Gehör; er wollte vor der Welt der Angreifer nicht sein, vielleicht rechnete er auch darauf, daß die Holländer ihn aus Furcht vor England, welches ihm jetzt Hülfe versprochen hatte, nicht angreifen, sondern nur eine Demonstration versuchen würden.

Er wußte jedoch noch nicht, daß der Gewaltige, welchen der Königsmord an die Spitze von England geführt, das er über acht Jahre mit starker Hand und in vieler Beziehung trefflich regiert hatte, Oliver Cromwell, bereits am 3. September gestorben war. Von seinem schwachen Sohne und Nachfolger im Protectorat, Richard Cromwell, wie sehr er auch Schweden zugethan, war kein kräftiger Schritt mehr zu erwarten. Der König von Schweden vertraute aber noch auf England und begab sich nach Kronborg, während Wrangel seine Flagge am Bord des Admiralschiffes aufzog und mit 44 Segeln unter den Admiralen Bjelkenstjerna, Sjöhjelm und dem jüngern Wrangel von Kopenhagen ebenfalls dorthin ging. Am 29. October setzte der Wind um, die holländische Flotte

lichtete die Anker und segelte gerades Weges in den Sund.

Der König ließ sie von der Festung Kronborg salutiren, sie gab keine Antwort, sondern hielt ihren Cours mitten zwischen Kronborg und Helsingborg, in der offenbaren Absicht, die Einfahrt in den Sund zu erzwingen. Da entriß Karl Gustav, der auf der Batterie mit scharfem Auge ihr Gebahren beobachtete, dem nächsten Constabler die Lunte und feuerte selbst den ersten Schuß auf die holländischen Schiffe ab, welche nun von beiden Schlössern, die den Sund bewachen, scharf beschossen wurden, ohne jedoch viel Schaden zu leiden. Die schwedische Flotte aber versperrte den Holländern jetzt in Schlachtordnung den Wasserweg und eine Seeschlacht entbrannte, welche mit der äußersten Erbitterung sechs Stunden fortgesetzt wurde. Unsere Gegenwart sieht bei allen großen Seemächten die Flotten mit ihren neuen Kriegsdampfern und Panzerschiffen, bewehrt durch die furchtbarsten Geschütze, Bombenkanonen, Armstrongs und wie sie heißen, geschützt durch Riesenbauten von Kriegshäfen, wie Cherbourg, Portsmouth, Kronstadt, in's Ungeheure wachsen — eine Seeschlacht, diesen colossalen Anstrengungen entsprechend, hat sie seit fast sechzig Jahren nicht mehr gesehen und der Menschenfreund schaudert, wenn er sich eine solche

unter dem Einflusse der neuen Zerstörungsmittel in Zukunft denkt. Ob sie vielleicht gerade dadurch zurückgehalten wird?

Eine Seeschlacht ist immer furchtbarer, als die Schlacht zu Lande, denn unter ihr statt des festen Bodens lauert die tückische Flut auf ihr Opfer, der sichere Rückzug fehlt, die eigenen Munitionsvorräthe drohen, den feindlichen Geschossen ausgesetzt, mit Tod und Verderben. In unmittelbarer Nähe, wenn die Schlachtlinien sich durchbrochen haben, fegen die Schiffe ihre Verdecke gegenseitig mit Kugeln und Kartätschen der Breitseiten, dann klammen die Enterhaken sich fest, schlagen die Enterbrücken hinüber, stürzt die Mannschaft zum persönlichen Kampf. So auch bei der Schlacht im Sunde. De Witts Schiff, von den Schweden geentert, mußte die Flagge streichen; das holländische Admiralschiff, zwei Stunden im Kampfe gegen das schwedische, war mit durchlöchertem Rumpfe dem Sinken nahe, dennoch behielt Jakob von Oxdam, gichtbrüchig auf seinem Lehnstuhle oben sitzend, die kaltblütigste Geistesgegenwart und rettete sich und sein Schiff; Wrangel sein Gegner, dessen Fahrzeug das Steuerruder verloren hatte, mußte sich von Sturm und Flut aus der Schlacht hinweg treiben lassen und der König, welcher die Schlacht beobachtete, gab ihn verloren. Da kamen

auch dänische Schiffe von Kopenhagen her den Holländern zu Hülfe und Karl Gustav gab mit schwerem Herzen seiner Flotte das Signal zum Rückzuge. Der Sund war den Holländern geöffnet, schon am Abende warfen sie vor Kopenhagen Anker und brachten der jubelnden Stadt den lang ersehnten Entsatz, frischen Proviant auch und einige tausend Mann Kriegsvolk. Sie thaten sich nicht wenig zu gut auf diesen Erfolg, und als bei spätern politischen Verwickelungen mit Dänemark dies ihnen den Sund zu sperren drohte, gaben sie zur Antwort: sie hätten den Schlüssel noch, mit welchem sie Anno Acht und funfzig den Sund aufgeschlossen hätten.

Die schwedische Flotte zog sich in den Hafen von Landscrona zurück. Karl Gustav aber eilte zu seinem Heere. Jetzt mußte freilich die Belagerung von Kopenhagen aufgehoben werden, aber es geschah in einer Weise, welche den Dänen imponirte und allerdings geeignet schien, ihren Jubel etwas zu dämpfen, denn sie konnten sehen, daß ihr gefürchteter Gegner nicht gesonnen war, von ihnen abzulassen.

Am Tage nach der Seeschlacht verließ das schwedische Heer seine Positionen vor Kopenhagen und stellte sich auf der Höhe von Wallby in Schlachtordnung auf. Hier blieb es zwei Tage, den Feind zum Kampfe

herausfordernd, stehen, und als dieser ihn nicht annahm, zog es langsam nach Bröndshoi ab, nur anderthalb Meilen von der Hauptstadt gelegen, wo es ein festes Lager aufschlug, wohl geeignet, derselben die Zufuhr vom Lande abzuschneiden. Der König erklärte seinen Generalen, vom dänischen Boden nicht weichen zu wollen, bis er Dänemark besiegt habe oder vernichtet worden sei: Keiner wagte einen Einspruch zu thun. Er begab sich darauf nach Kronborg zurück, wo er bis gegen Weihnachten blieb, mit großen Entwürfen beschäftigt, von den Verhandlungen mit Frankreich, England und Holland vielfach in Anspruch genommen und mitten im Kriege auch die innern Angelegenheiten seines Reiches und deren gedeihliche Entwicklung leitend und ordnend. In dieser Beziehung glich er dem ersten Kaiser der Franzosen.

Sein Heer richtete sich unterdessen zu längerm Verbleiben im Lager bei Bröndshoi ein, welches allmälig erweitert wurde und im Laufe von zwei Jahren — denn Karl's Wort wurde eine Wahrheit! — durch allerlei Anbau das Ansehen einer Stadt mit breiten und regelmäßigen Straßen erhielt, wie es denn von den Soldaten auch Karlstadt genannt wurde. Natürlich haben sie selbst beim endlichen Abmarsch davon keine Spur stehen lassen.

Während auf Seeland der König in eine Stellung gebracht worden war, welche seiner Feuerseele unerträglich schien, in die Stellung des Abwartens, hatte sein Statthalter in Holstein sich vor der Uebermacht der Verbündeten nicht halten können und sich dem erhaltenen Befehl gemäß, nach Schleswig und Jütland zurückgezogen, wo er sich auf die Behauptung der festen Städte beschränken mußte. Der Kurfürst von Brandenburg hatte durch Verstärkungen, welche Stephan Czarnecki, der Wojewode von Rußland, nachgeführt hatte, eine Heeresmacht von 30,000 Mann. Ehe er jedoch weiter vorrückte, um die ganze jütische Halbinsel vom Feinde zu befreien, hielt er es für nöthig, die Insel Alsen zu erobern. Dort stand ein unternehmender Soldat, den er im polnischen Kriege wohl kennen gelernt hatte; seine geringe Streitmacht konnte von Fünen aus wohl verstärkt werden und so vielleicht kühne Partheigängerstreiche gegen die Verbindungen der vordringenden Armee ausführen. Montecuccoli, der kaiserliche Feldherr, welcher sich nachmals hochberühmt gemacht, stimmte dem Kurfürsten bei und Czarnecki ließ sofort polnische Reiter durch den Alsener Sund schwimmen, um Sonderburg, was der schwedische Oberst Aschеberg besetzt hatte, zu recognosciren. Nicht lange, so erschienen dänische Schiffe — das Meer war ihnen ja frei,

Dank den Holländern! Sie führten Kaiserliche und Brandenburger nach Alsen hinüber, Czarnecki selbst mit seinen leichten Reitern durchschwamm den Meeresarm und das Schloß Sonderburg wurde bald on 4000 Mann belagert. Ascheberg suchte nur Zeit zu gewinnen; mehrmals zur Capitulation aufgefordert, antwortete er stets: Morgen werde er Bescheid geben. Da kamen zu seiner Rettung einige schwedische Schiffe, welche Jagd machen sollten auf eine dänische Transportflotte, mit welcher Truppen des verbündeten Heeres nach Seeland zur Vertreibung der Schweden übergesetzt werden sollten. Sie legten sich dicht vor das Schloß, Ascheberg ließ von demselben ein furchtbares Feuer auf die Belagerer richten, unter dessen Schutz und Pulverdampf er seine gesammte Mannschaft durch Mauerlücken, welche gebrochen wurden, auf die Schiffe rettete und so glücklich nach Fünen brachte. Alsen blieb in den Händen des Feindes, der nun unaufhaltsam gegen Jütland vorrückte. Der Herzog von Holstein erkaufte seine Neutralität mit einer hohen Geldsumme, nebst Einräumung des Schlosses von Gottorp, welches die Schweden verlassen hatten, und begab sich in banger Sorge um seinen Schwiegersohn nach Tünningen.

Jütland befand sich nach kurzer Zeit fast ganz in den Händen der Verbündeten, überall erhob sich auch

das Landvolk gegen die Schweden, welche sich nun, ihre übrigen Posten aufgebend, in Friedrichsodde concentrirten, von wo sie freilich noch, als die feindliche Hauptmacht bei Ripen stand, das Land durch verheerende Streifzüge beunruhigten. Dasselbe thaten indessen auch die Polen, obgleich sie als Befreier gekommen waren. Der Kurfürst sowohl, als Montecuccoli, ließen Czarnecki volle Gerechtigkeit widerfahren, er erwarb sich auch hier durch seine Feldherrngaben und seine Entschlossenheit großen Ruhm; noch am Weihnachtstage erstürmte er mit seinen Polen Kolding und machte den größten Theil der Besatzung nieder, aber sein Stolz beleidigte alle höhern deutschen Offiziere, und die Zuchtlosigkeit, welche er seinen Polen gestattete, die Verwüstungen, welche sie überall anrichteten, bewogen den Kurfürsten, beim Könige Johann Kasimir auf Abberufung dieser Truppen zu bitten, welche hier vollkommen entbehrlich, in Preußen besser gebraucht werden könnten. Dies geschah wenigstens theilweise und die Armee bezog nun Winterquartiere. Auch in Preußen traf noch vor Jahresschluß am 29. Dezember die Schweden ein harter Schlag: Thorn, das sich so tapfer vertheidigt hatte, mußte capituliren. Mit bangen Erwartungen sah die Welt dem kommenden Jahre entgegen, welches große Entscheidungen bringen mußte.

Das einzige Glück, welches Karl Gustav noch erfuhr, war der Abschluß eines dreijährigen Waffenstillstandes mit Rußland unter so günstigen Bedingungen, daß die schwedischen Gesandten selbst darüber erstaunten. Dadurch war der König wenigstens von jener Seite, welche Livland ewig bedrohte, sicher und hoffte auch gute Wirkung in Polen. „Das wird uns dort mehr gut thun, als alle französische Eloquenz," schrieb er an Schlippenbach.

Freilich war in Polen, obgleich die Friedensunterhandlungen durch den neuen dänischen Krieg wieder in's Stocken gerathen waren, eine starke Parthei gegen die Fortsetzung des Kampfes. Darum wurden auch der Besatzung von Thorn bei der Capitulation so vortheilhafte Bedingungen zugestanden, daß der Statthalter und General-Capitain des Kurfürsten von Brandenburg in Preußen, Fürst Radziwill, darüber ganz mißtrauisch wurde, ob es Polen auch aufrichtig mit dem Vertrage von Wehlau gemeint habe. Gerüchte liefen um, es sei ein zweimonatlicher Waffenstillstand mit Schweden geschlossen worden, in welchem ein geheimer Artikel die Nichtanerkennung der Souverainetät des Kurfürsten in Preußen ausspricht. Dazu kam, daß die Opposition gegen den Landesherrn, namentlich in Königsberg, immer kecker ihr Haupt erhob und eine sogenannte patriotische Parthei

sich an Polen anschließen wollte. „Ihr könnt mir glauben," schrieb Fürst Radzivill darüber vertraulich an den Minister Schwerin, daß die Bosheit bei den Einwohnern groß und abscheulich ist und unter dem Volkshefen (hier die treibende Kraft gemeint) befinden sich selbst Personen von Auszeichnung, von den höchsten Staatsbehörden und von den Geistlichen." In welcher Verfassung die verbündeten Truppen waren, schildert der Fürst aufrichtig. „Die Belagerungstruppen von Thorn sind ganz ruinirt, die von Gonsiewski, der Riga vergeblich angegriffen, werden sich in den Winterquartieren nicht wieder erholen, die von Sapieha rebelliren, die Mannschaft des kaiserlichen General Susa ist durch Seuche fast ganz umgekommen und die Unsrigen so niedergeschlagen und geschwächt, daß die Reiterei vor Elbing und Marienburg, so die Schweden noch halten, das ganze Oberland ruiniren und meinen Ruf verdunkeln wird. Ich will nicht, daß man dermaleinst in der Geschichte lese, Preußen sei durch meine Verwaltung zu Grunde gegangen, bitte daher den Kurfürsten dringend um schleunige Absendung einiger Regimenter." Dabei wurde die Stimmung zwischen den verbündeten Feldherren immer gereizter und die Klagen über die Polen bitterer. „Die Unverschämtheit unserer Nachbarn geht so weit," schreibt Radzivill, „daß die gefangenen

Schweden ohne Anfrage durch unser Land geführt werden, daß die Polen die von uns gemachten Gefangenen mit Gewalt entreißen wollen, und dabei unser flaches Land furchtbar verheeren. Die polnische Besatzung von Straßburg habe ich in Fesseln schlagen lassen, denn unmöglich kann ich dulden, daß diese Polen die Kirchen berauben, Frauen schänden und die Festungswerke zerstören.“ So der Fürst, welcher doch selbst aus erlauchtem polnischem Geschlechte war. Diesen Klagen setzte der Großmarschall der Krone Polen, Georg Lubomirski, andere Beschwerden entgegen und suchte alle Schuld der stockenden Erfolge auf die Brandenburger zu schieben.

Kein Wunder daher, daß Karl Gustav, welcher von der Lage der Dinge in Preußen und Polen genau unterrichtet war, dem kommenden Jahre mit erstarktem Vertrauen entgegen sah. Nach Weihnachten begab er sich von dem Schlosse Kronborg, wo er seit der Aufhebung der Belagerung von Kopenhagen residirt hatte, wieder in das Lager seines Heeres und traf hier alle Vorbereitungen, um die Erstürmung der feindlichen Hauptstadt, welche er zweimal unter weit günstigern Umständen aufgegeben hatte, nun endlich durchzusetzen. Verstärkungen aus Schweden wurden herangezogen, und genaue Recognoscirungen angestellt. Diese ergaben, daß

der Meeresarm zwischen Kopenhagen und der vorliegenden Insel Amagor sehr verschlammt nnd kaum noch drei Fuß tief war, die Festungswerke aber im Vertrauen auf den Schutz des Meeres hier am schwächsten sich zeigten. Hier sollte denn der Hauptangriff geschehen und der König wartete nur auf seinen alten Bundesgenossen, den Frost, der ihm hier einen festen Weg bereiten werde. Die stolze Zuversicht aber, die er in ungebeugter Seele trug, gab er der Welt durch eine Denkmünze kund, welche er um diese Zeit prägen ließ. Ihre Umschrift lautete: Dänemark ernährt mich, Brandenburg verzehrt sich, gegen den Kaiser wehre ich mich, Kursachsen ehre ich.“ Unter den deutschen Reichsfürsten, zu denen auch er durch seine Geburt als Pfalzgraf von Zweibrücken und die deutschen Lande, welche der Krone Schweden zugefallen waren, gehörte, gab es Manchen, welcher ihm freundlich gesinnt war, Kursachsen hatte er auch für sich zu gewinnen versucht und die geistlichen Kurfürsten von Mainz und Cöln standen auf seiner Seite. Ein glückliches Neujahr denn!

Siebentes Kapitel.

An der Gruft.

In den polnischen Wäldern und Sümpfen hielt sich der Winter noch lange, nachdem er bereits Wochenlang in den mildern Gegenden Deutschlands seine Herrschaft aufgegeben hatte. Ein starker Schneefall, der plötzlich wieder eingetreten war, als es schon einmal heftig zu thauen angefangen, schien noch auf Wochen die Einkehr des Frühlings zu vertagen und schnitt die Verbindung zwischen vielen Ortschaften, welche kaum eröffnet worden war, von Neuem ab. Nur einen Tag hielt dies Wetter in der Gegend zwischen Wartha und Weichsel an, aber der Schnee lag dann so tief, daß zu Pferd auch für den Landeskundigsten kaum fortzukommen war.

So arbeitete sich an einem sonnenhellen Morgen, der auf den Schneesturm gefolgt, ein Reiter, gefolgt von fünf mit Lanzen bewaffneten Knechten, auf ungebahntem Wege durch die Kieferwaldung, deren immergrüne Aeste unter der Last des Schnees, welche noch auf ihnen lag, sich tief gebeugt hatten, so daß der Reiter sich zuweilen bis auf die Mähne seines Rosses beugen wußte, um ihrer kalten und nassen Berührung auszuweichen. Er ritt aber, ohne über die einzuschlagende Richtung zweifelhaft zu sein, durch den Wald, und munterte zuweilen sein Pferd, das durch die Anstrengung im tiefen Schnee von Schweiß triefte, durch einen kräftigen Spornstich auf. Endlich erreichte er die weite Waldblöße, die er längst mit Ungeduld erwartet hatte, und jenseit derselben sah er den in grader Richtung breit durchgehauenen Weg, auf welchem er nach kurzer Zeit an sein Ziel gelangen mußte.

Im Schnee bemerkte er aber zugleich eine Menschenspur, sie kam seitwärts aus dem Walde und führte über die Blöße grad' hinweg, neben der Spur war der Schnee von Blut geröthet. War es Menschenblut oder Wildschweiß? Sein scharfes Auge ließ ihn nicht lange in Zweifel, wenig hundert Schritt vor ihm sah er einen Menschen, der in großer Eile vor ihm floh und als er sich verfolgt sah, ein Stück Wild, gewiß einen

Rehbock, den er über der Schulter trug, von sich warf. Der Reiter, von seinen bewaffneten Knechten gefolgt, machte sofort Jagd auf ihn. Und der Flüchtling, der bald einsah, daß er auf der Waldblöße nicht entrinnen, den jenseitigen Stand, wo er sicher vor den Rossen gewesen wäre, nicht mehr erreichen konnte, blieb stehen. Von der Schulter riß er ein Jagdgewehr, nahm aus der Blechkapsel, die er mit Pulverflasche und Schrotbeutel am Leibgurt trug, die brennende Lunte und machte sich schußfertig. Aber der Reiter hatte ihn schon erkannt: „Naruszewicz!“ rief er lachend.

Der Alte reckte jetzt seinen Hals aus dem Pelze und sah den jungen Mann, dessen Gesicht er nun erst in's Auge faßte, verwundert an. „Bist Du's, Herr Severin?“ entgegnete er, indem er die Lunte wieder in ihre Kapsel barg und das Schießgewehr über die Schulter hing.

„Hab' ich Dir erlaubt, meinen Gefangenen zu bewachen, damit Du meine Rehe schießest?“ fragte Severin Tenczynski, denn er war es, welcher hier im Walde mit dem alten Naruszewicz zusammentraf, den er einst auf dem Streifzuge in Pommern so übel behandelt hatte.

„Deine Rehe, sagst Du?“ entgegnete der Alte. „Ist Dein Herr Vater, der hochwohlgeborne Starost von Tenczyn todt?“

„Was meinem Vater gehört, ist auch mein," versetzte Severin leicht. — „Was macht der Verwundete? Ist er hergestellt, die Schramme wieder glatt?"

„Denkst Du, wir haben eine Hexe hier, die ihn verzaubern kann?" rief Naruszewicz. — „Eine schöne Schramme das! Sonst geht's ihm gut, nur hungern müssen wir, hungern, darum hab' ich auch den Rehbock geholt, es blieb mir nichts übrig!" Er sah sich nach seiner Jagdbeute um, welche unterdessen schon einer von den Knechten aufgehoben und an seinen Sattelknopf befestigt hatte.

Tenczynski rief einen andern aus seinem Gefolge herbei, befahl ihm abzusitzen und den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen, dem alten Naruszewicz aber winkte er, das Pferd des Mannes zu besteigen, was er auch ohne Einspruch that. Ihr Verhältniß mußte sich also seit jenem Vorfalle im Pommern wesentlich geändert haben.

Die Knechte wunderten sich noch mehr, als der Hauptmann den Alten an seine Seite winkte und mit ihm im halblauten Gespräch, von welchem Keiner ein Wort verstehen konnte, voraus ritt.

„Hast Du ihn gehalten, wie ich befohlen habe?" fragte Tenczynski.

„Wie es einem Schwerverwundeten zukommt," antwortete der Alte.

„Streng eingesperrt will ich aber hoffen!“ ergänzte Severin.

„Wenn ich ihn nicht zuweilen an die Luft gebracht hätte, würde sein Wunde nicht geheilt sein,“ war die Antwort.

„Sie ist also geheilt! Wird er wieder die Waffe führen können?“

„So gut wie ich!“ sagte Naruszewicz, mit einem Aufblick, welchen Severin Tenczynski verstand.

„Laß gut sein, Alter! Komm nicht immer wieder auf die Geschichte zurück. Würdest Du anders gehandelt haben, als ich, wenn sich einer Deiner Untergebenen gegen dich aufgelehnt hätte? — Die Wunde ist also ganz geheilt, aber das schöne Gesicht wird er nicht wieder im Spiegel sehen!“

„Ich beneide ihn um die schöne Narbe!“ bemerkte Naruszewicz.

Severin lachte. „Sie würde Deinem Heldengesicht allerdings vortrefflich stehen, indessen will ich sie ihm doch gönnen,“ versetzte er. „Weiß er, wo er ist? Hat er, da Du ihn doch gegen meinen Befehl zuweilen herausgelassen hast, mit Jemand gesprochen?“

„Er kann nicht polnisch,“ entgegnete der Alte kurz.

Vor ihnen öffnete sich jetzt der Waldstreifen, welcher sie noch von der freien Fläche getrennt hatte und

vor ihnen lag ein großes Dorf mit zerstreuten Gehöften, über welchem sich auf einem niedrigen, aber die flache Gegend beherrschenden Hügel ein stattliches Herrenschloß mit crenelirten Mauern und mehreren Thürmen zeigte, von welchen einer mit großem vergoldeten Kreuze entschieden der Thurm der Kirche war, welche mit in das Viereck des Edelhofes gezogen war. Narufzewicz sprengte voraus, Severin folgte ihm mit seiner kleinen Reitertruppe langsam; es war ihm ganz recht, wenn der Alte die Ueberschreitung seiner Instructionen noch vor ihrer Ankunft wieder gut machte. So fand Severin Tenczynski, als er einritt, nur das Gesinde mit dem Schloßverwalter, das sich versammelt hatte, um ihn zu begrüßen und seine Befehle zu vernehmen und später fand sich auch der Hauskaplan ein, welcher den Sohn seines Herrn Patrons, dessen Lehrer er in jüngern Jahren gewesen war, freundlich bewillkommnete.

In dem alterthümlichen, mit dunklem reich geschnitztem Getäfel und orientalischen Teppichen geschmückten Zimmer hatte sich Severin am lodernden Feuer niedergelassen, ihm war nach dem langen Ritt und nach dem vorher inne gehabten schlechten Winterquartieren des Kriegslebens so behaglich zu Muth, wie er sich noch selten gefühlt hatte: dieser Stammsitz sei-

nes Geschlechts Stara-Tenczyn genannt, Alt-Tenczyn, weit abgelegen von den großen Heerwegen und Tummelplätzen des Krieges, war in seiner glücklichen Einsamkeit, geschirmt durch meilentiefe Föhrenwälder und unwegsame Sumpfstrecken, weder von feindlichen, noch polnischen Schaaren heimgesucht worden und hatte daher die unentweihte althergebrachte Eigenthümlichkeit bewahrt, deren sich Severin noch mit Ehrfurcht aus seinen Knabenjahren erinnerte, als sein Vater noch hier gewohnt, ehe er das freundliche, einem geselligen Leben bequemer gelegene Drewionka bezogen hatte. Wäre er doch nie aus Stara-Tenczyn gegangen! dachte der Sohn, als er eine Weile still in die prasselnde Flamme geschaut hatte. Dann schweifte sein Blick über die düstere Pracht des Zimmers, die Waffenstücke und Banner an der dunklen Wand, unter welchen sich Trophäen aus halbvergessenen Kriegen der Vorzeit befanden, über den mächtigen Schenktisch mit den silbernen Kannen und Bechern und forschte dann wieder an den runden, kleinen Fensterscheiben, deren Randstücke aus bunt gemaltem Glase zusammengesetzt waren, ob der Tag sich noch nicht bald neige

Fern von diesem reich ausgestatteten Raume, an welchen sich noch mehrere andere, mit sarmatischem Luxus vergangener Zeiten eingerichtete Zimmer des

Schlosses reihten, lag der Gefangene, nach welchem sich Severin Tenczynski wiederholt erkundigt hatte, in einem großen Gemach, dessen kahle Wände durch den Mangel alles Geräths noch unfreundlicher erschienen. Erst vor einigen Stunden war ihm dies Zimmer im hintern Flügel, der sich an die Kirche schloß, angewiesen worden, bis dahin hatte er in einem bessern, mit einigen Bequemlichkeiten vorzüglich mit einer guten Lagerstätte versehenen Gemach gehaust, wo er auch sorglich in seiner Krankheit geflegt worden war. Der alte Kriegsmann, der sein Wächter gewesen, hatte sich freilich barsch gegen ihn benommen und die Frau, die er zu seiner Wärterin bestellt, war ihm, als er wieder Beobachtungen hatte anstellen können, abschreckend genug erschienen, auch betrachtete sie ihn offenbar als einen unheimlichen Gast, denn sie bekreuzte sich jedesmal, ehe sie ihm nahte — vielleicht auch, weil sie wußte, daß er ein verlorner Ketzer war, dessen Berührung das Heil ihrer Seele gefährden könne — aber niemals hatte er von Beiden eine unfreundliche Behandlung erfahren, hatte sogar, als er besser geworden war, im Schloßgarten lustwandeln können, bis der Schnee das unmöglich gemacht und überhaupt alle Erleichterungen seiner Lage genossen, nur kein Gespräch mit einer menschlichen Seele, nach welchem er sich oft schmerzlich

sehnte Er verstand zwar nicht polnisch, aber er würde es hier gewiß gelernt haben, wenn sich nur Jemand mit ihm eingelassen hätte. Auch für das religiöse Bedürfniß seiner Seele war er hier ganz auf sich selbst, auf seine Glaubensstärke und seine Kraft im Gebet zurückgewiesen worden. Wohl hörte er die Glocken, welche die Gemeinde zur Andacht riefen und öfter, als er es in seiner Heimath gewohnt war, wohl drang der ernste Klang der Orgel in seine Zelle und stimmte ihn feierlich, aber es war doch eine fremde Kirche, gegen welche er von Jugend auf streng eingenommen war und er würde sie nicht besucht haben, auch wenn es ihm verstattet gewesen wäre. Dunkel entsann er sich, daß einmal, da er noch schwer krank gelegen hatte, ein Mann an seinem Lager erschienen war und, wie es ihm vorkam, lateinische Worte zu ihm geredet hatte, das mochte der Pfarrer gewesen sein, der ihm geistlichen Zuspruch gebracht, vielleicht auch eine Bekehrung an ihm versucht hatte, er war aber zu schwach gewesen, auf ihn zu achten und nachher hatte er ihn nie wieder gesehen. In dieser Weise waren ihm Tage und lange Wochen vergangen und als er seine Wunde mit deren Folgen überstanden hatte, war er oft mit wachsender Ungeduld durch Worte und Zeichen in seinen Wächter gedrungen, ihm zu sagen oder zu bedeuten, was mit

ihm werden solle, ob es nach Kriegsrecht sei, daß er, welcher mit den Waffen in der Hand als Verwundeter gefangen worden, hier in einsamer Haft zurück gehalten werde, ohne daß er um seinen Loskauf nach den bestehenden Verträgen unterhandeln könne. Der Alte hatte stets den Kopf geschüttelt, das immer fertige: nie rozomi zur Antwort gehabt und achselzuckend seine eisgrauen Bartzöpfe gedreht, wenn er doch nicht umhin gekonnt, die ausdrucksvollen Zeichen seines Gefangenen zu verstehen. Heut endlich, als er zu ihm gekommen und ihm bedeutet hatte, sein Zimmer zu verlassen, war die Hoffnung erwacht, daß der Tag der Befreiung endlich erschienen sei und selbst in dem kahlen, unsaubern Gemache, in welches er ihn geführt, hatte diese Hoffnung ihn nicht verlassen: die Veränderung mußte doch etwas zu bedeuten haben, sie war gewiß der erste Schritt, daß er dies alte Waldschloß überhaupt verlassen solle. Kam er nun erst wieder in's Land hinaus, zu andern Gefangenen, mit feindlichen Officieren und Kriegsobersten zusammen, so konnte er sein Recht, sich loszukaufen, wohl wahrnehmen! Er wußte, denn es war in beiden Heeren bekannt gemacht worden, daß auch im jetzigen Kriege von den kriegführenden Mächten eine Uebereinkunft geschlossen war, sich wegen der Ranzionirung der Gefangenen nach dem

im Jahre 1642 während des deutschen Krieges vereinbarten Cartel zu richten und danach betrug seine Loskaufssumme als Rittmeister nicht mehr als 150 Thaler. Er selbst besaß sie nicht, denn er war rein ausgeplündert worden, aber er wußte, daß sie mit Freuden erlegt werden würde, wenn es ihm nur gestattet wurde, einen Boten abzusenden — nach der fernen Heimath oder auch zu dem nächsten Standort seiner Kriegsgenossen.

Der Abend war eingebrochen, zur gewohnten Stunde erschien die alte Frau; welche ihm sein einfaches Nachtmahl brachte. Mit besserem Appetit, als bisher, aß der Gefangene; er hoffte, daß auch der Wächter noch einmal kommen und ihm vielleicht wegen Morgen irgend ein bedeutungsvolles Zeichen geben werde, aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht und die Nacht senkte sich wieder, schwarz und traurig für ihn, wie alle ihre Vorgängerinnen. Er warf sich auf sein Lager, das sich mit der Wohnung verschlechtert zu haben schien und konnte lange nicht einschlafen. Als er endlich, ihm schien es vor Kurzem, fest entschlummert war, wurde er plötzlich durch ein Schütteln an der Schulter geweckt. Er fuhr empor, der Schein einer Fakel blendete sein Auge; als er aber frei blicken konnte, sah er den kleinen alten Kriegsmann, seinen Wächter, an seinem

Lager stehen, der ihm streng winkte, aufzustehen und sich anzukleiden. Freudig gehorchte er, indem er stürmische Fragen an den Alten richtete, welche dieser nicht verstand oder verstehen wollte. Als er bereit war, führte ihn der Wächter hinaus, ohne die Thüre, wie er sonst wohl gethan, zuzuschließen und selbst dieser geringfügige Umstand diente dazu, ihn in seiner Hoffnung zu bestärken. Durch einen schmalen und langen Gang führte der Weg, eine enge Treppe hinauf, dann wieder eine solche, von mehr Stufen hinab. Endlich öffnete der Alte ein Bogenpförtlein und schritt selbst zuerst hindurch, dann, als der Gefangene ihm gefolgt war, hob er die Fackel hoch empor, daß sie mit ihrem Scheine weit umher leuchtete. Der Gefangene blickte mit einem mächtigen Erstaunen auf; er sah, daß er in der Kirche war und ein wunderbares Gefühl, eine unverstandene Ahnung ergriff ihn und ließ sein Herz höher schlagen. Er war noch nie in einer katholischen Kirche gewesen und wie klein auch das Gotteshaus zu Stara-Tenczyn, wie arm ihr Schmuck auch gegen die Pracht anderer Kirchen in den Ländern des katholischen Bekenntnisses sein mochte, immerhin sah das Auge des Lutheraners doch bei dem Scheine der Fackel, welche nur die nächsten Gegenstände erhellte, so viel Fremdes, daß er eine flüchtige Secunde vielleicht seine eigene Lage und den Zweifel, war-

um man ihn hieher geführt, vergaß. Der Alte schritt schweigend durch das Schiff der Kirche, nachdem er sich gegen den Hochaltar, wo das Bild des Gekreuzigten stand, tief verneigt und das Zeichen des Heils über Stirn und Brust gemacht hatte. In einen Seitengang führte er den Gefangenen, hier sah er noch einen Altar, kleiner und einfacher, als den andern, zu welchem breite, mit einem Teppich belegte Stufen emporführten, neben dem Altare rechts und links erblickte er in langer Reihe, mit Bildhauerarbeit und Wappen verziert, emporstehende mit Inschriften bedeckte Marmortafeln — Grabmäler! Ergriffen blieb der Gefangene stehen: was sollte er hier?

Da faßte ihn der greise Führer bei der Hand, nahm ihn fast gewaltsam mit sich hinweg und stellte ihn vor ein Denkmal, das letzte und neuste in der Reihe. Er senkte die Fackel, daß ihr unerbittliches Licht die Goldbuchstaben der kurzen Inschrift grell erhellte. Der Gefangene sah nur in der Mitte derselben, groß und klar abgesetzt:

WANDA TENCZYNSKA.

Ein Laut des Schreckens und Schmerzes ertrang sich seiner Brust, das Blut stürmte ihm in jäher Brandung zum Kopf und Herzen und pochte in der kaum

verharschten Wunde, als wolle es dieselbe aufreißen und ausströmen mit seinem Leben. Nur. Eines klaren, aber vernichtenden Gedankens fähig, nicht wissend, was er that, stürzte er auf seine Kniee und drückte sein Antlitz auf die kalten, feuchten Steine.

Lautlos und trotz seines harten Sinnes erschüttert, stand der alte Kriegsmann über ihm und die Fackel zitterte in seiner Hand, während sich sein Auge erwartungslos auf die dunkle Nische der Seitenaltars richtete. Aus dieser trat jetzt ein Dritter hervor, welcher dort mit einer Blendlaterne geweilt hatte; er näherte sich rasch dem Knieenden, der ihn, kaum seiner Sinne mächtig, nicht kommen hörte. Wie ein Adler, seiner Beute gewiß, sah er mit glühendem Auge zu ihm nieder; der Seufzer, der sich noch einmal dessen Brust voll so tiefen Wehs entwand, war Wohllaut in seinen Ohre. Dann rührte er den Knieenden mit der goldbeschlagenen Scheide seines Säbels an.

„Entweihe diese Stätte nicht!“ hörte der Gefangene mit schneidendem Tone in deutscher Sprache sagen.

Es rief ihn zum Bewußtsein, in die Gegenwart — aus der Gruft des Todes in das freudlose Leben zurück. Er sprang auf und wandte dem Fremden, welchen er hinzugekommen sah, sein Antlitz zu. Da erblickte dieser von der Stirn schräg über Nase und Wange

hinablaufend die breite blutrothe Narbe, welche keinen Zug mehr des früher so schönen Gesichts erkennen ließ. Severin hatte dasselbe zwar nie mit Augen gesehen, aber er glaubte ja zu wissen, wie es gestaltet gewesen und in diesem Momente trat, durch ein räthselhaftes Spiel der Gedanken, noch ein anderes unvergessenes Antlitz, das er leiblich — nur zu wohl geschaut, das treueste Ebenbild des Mannes hin, wie er einst gewesen sein mochte, vor seine Seele und schien mit bittenden Augen deren Grimm zu mildern.

„Ihr habt die Jungfrau gekannt, welche hier zur Ruhe eingegangen ist?" fragte er, unter diesem Einflusse mit einem andern Laut der Stimme, als sie dem Gefangenen zuerst erklungen war.

„Mit welchem Rechte fragt Ihr danach?" entgegnete dieser, sich abwendend.

„Mit welchem Rechte?" rief Jener, und die weichere Stimmung war ihm schnell wieder entschwunden. „Du fragst, der Du ihr Mörder bist?"

Wie von einen Dolchstoß getroffen, zuckte der Gefangene und starrte ihn sprachlos an.

„Du bist doch der Krockow? Bist Du's?" rief Severin drohend.

„Ich bin Krockow —" entgegnete der Gefangene mit bebender Stimme. „Aber —"

„So hast Du kein Wort mehr zu sagen!“ unterbrach ihn Severin. „Die Rache des Himmels hat Dich schon getroffen — aber auch meiner Rache bist Du verfallen! Wisse, ich bin Wanda's Bruder!“

Kein Wort erwiederte Krockow, aber er hatte sich nun ermannt und sein Auge begegnete furchtlos dem flammensprühenden Blicke des Polen.

„Mich hindert nichts, als die geweihte Stätte, Dich Wanda's Schatten an ihrem Grabe zum Opfer zu bringen!“ fuhr dieser in höchster Wildheit fort, ohne die Veränderung zu bemerken, welche in dem Wesen seines Gefangenen vorgegangen war. „Es wäre nur die gerechte Strafe, wenn ich Dich tödtete, wie Du die Wehrlose durch schändliche Verletzung des Gastrechts geopfert hast —“

„Du lügst!“ rief Krockow.

Da zuckte Severin's Hand zum Säbel und es wäre vielleicht zu einer blutigen That an heiliger Stätte gekommen, wenn der alte Kriegsmann, der mit scharfem Auge beide beobachtet hatte, nicht schnell dazwischen getreten wäre: „Bedenke, wo Du bist, Herr!“ sagte er in polnischer Sprache. „Gottes-Haus und die Grabstätte deiner Ahnen!“

Severin kam zur Besinnung. „Führe ihn hinauf in den Saal“ befahl er kurz und Naruszewicz winkte

dem Gefangenen, ihm zu folgen. Aber dieser widersetzte sich:

„Nicht von der Stelle gehe ich, eh' die ehrlose Anschuldigung von mir genommen ist!“ rief er. „Ich bin Karl Gustav Krockow, habt Ihr nach dem gefragt, der bin ich, aber —“

„Mehr brauche ich nicht!“ unterbrach ihn Severin. „Hinweg mit Dir! Ich will dir die Ehre anthun, welche Du nicht verdienst: Du sollst nicht sagen, daß ein polnischer Edelmann an Ritterlichkeit irgend einem nachstehe! Gott wird im Waffengange zwischen uns entscheiden!“

Da blickte Krockow hoch auf und seine Gedanken nahmen eine andere Richtung.

„Hinweg mit Dir, sag ich noch einmal!“ rief Severin. „Ich folge Dir sogleich — Du sollst Dir die beste Waffe wählen, die in der Rüstkammer ist — oder bist Du im schlechten Gewissen zu feig, gegen Wanda's Bruder zu kämpfen?“

„Ein Gottesgerichtskampf — wohlan!“ sagte Krockow mächtig aufgeregt. Dann wandte er sich ab und folgte dem mit der Fackel voranschreitenden Alten, welcher ihn auf demselben Wege wieder aus der Kirche führte. Severin Tenczynski aber senkte nun auch seine Knie und beugte sein stolzes Haupt zum Gebet am

Grabe seiner Schwester, er betete nicht um den Frieden ihrer Seele, es war ein sündiges Gebet um Rache, welchem der Herr der Barmherzigkeit sich verschloß.

Auf dem kurzen Wege in dem engen Gange, welcher die Kirche mit dem Schlosse verband, bestürmten den Gefangenen die widerstreitendsten Gefühle. Wanda war todt! Diese Kunde, welche für ihn den tiefsten Schmerz in sich faßte, so grausam plötzlich, ohne alle Vorbereitung über ihn gekommen, hatte ihn vernichtend getroffen, aber er war emporgerissen worden durch eine Beschuldigung, die ihn bis in das Mark seines Daseins empörte. Jetzt ahnte er wohl, warum er, von allen andern Gefangenen getrennt, eigenmächtig, wie Alles hier zu Lande geschah, in diese abgelegene Gegend geschleppt worden war! Er hatte im vorigen Spätherbst auf einem Streifzuge ein Gefecht mit brandenburgischen Reitern bestanden, dabei war ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen worden und er hatte sich, unter demselben liegend, mit einer Wunde an der rechten Hand, die ihn wehrlos gemacht, dem feindlichen Officier ergeben müssen. Wohl zwanzig Reiter, von allen Seiten umringt, waren mit ihm gefangen worden. Man hatte ihn auf ein Beutepferd gehoben und dann die Gefangenen unter starken Escorte in Marsch gesetzt. Plötzlich war dann mit wildem Ge-

schrei aus einem Walde eine überlegene Schaar polnischer Reiter hervorgejagt, ihr Anführer hatte mit dem brandenburgischen Officier, der ihm entgegen sprengte — es waren ja Verbündete! — einen kurzen Wortwechsel gehabt, dann aber sich unter Hohnlachen mit seinen Leuten auf den Zug der Brandenburger gestürzt, um ihnen die Gefangenen mit Gewalt zu entreißen. Das geschah wohl öfter, denn wir wissen, daß sich Fürst Radzivill, der Statthalter des Kurfürsten von Brandenburg, darüber beschwerte. Die Brandenburger setzten sich zur Wehr, die Polen hieben förmlich ein und in dem wüthenden Getümmel, welches dabei entstand, schonten sie auch die Gefangenen nicht, obschon diese unbewaffnet waren, und Krockow, welcher ihnen nach seiner Uniform als Officier auffiel, dessen Lösegeld sie vielleicht den Deutschen nicht gönnen wollten, erhielt jenen furchtbaren Hieb über das Gesicht, der ihn für todt vom Pferde warf. Was weiter auf dem Platze und später mit ihm geschehen, wußte er nicht: es mochte wohl eine lange, nicht mehr nach Tagen zu messende Zeit, vergangen sein, ehe er wieder aus dem Zustande zwischen Tod und Leben, der ihn, von wenigen halbbewußten Momenten unterbrochen, während seines Wundfiebers und einer sich daran heftenden langwierigen Krankheit gefesselt hielt, zu klaren Vorstel-

lungen erwachte. Da war er schon hier in dem Schlosse gewesen, welches er seitdem nicht verlassen hatte. Wie er hieher gekommen, wußte er nicht. Daß aber der polnische Reiterführer, welcher damals den Gewaltstreich gegen die Bundesgenossen seines Königs ausgeführt hatte, nicht derselbe Mann gewesen war, der ihm in heutiger Nacht unter so erschütternden Umständen und mit einer ihn tief empörenden Anklage entgegen getreten, das wußte er bestimmt, denn er hatte jenen Anführer, einen alten Krieger mit langem eisgrauem Bart in unmittelbarer Nähe gesehen und erinnerte sich seiner ganz genau. Möglich, daß Tenczynski mit in der Schaar gewesen, möglich auch, daß er sich erst später des schwerverwundeten feindlichen Officiers bemächtigt, nachdem er von den gefangenen Reitern seinen Namen erfahren hatte. In welcher Absicht er das gethan, ihn pflegen und heilen lassen, war heut erst klar geworden! Daß er ihn für einen Andern hielt, welchem mit mehr Recht Schuld gegeben werden konnte, Wanda's Herz gebrochen zu haben, was konnte es Karl Gustav Krockow helfen? Sein Gefühl sträubte sich dagegen, eine Erklärung zu geben, welche ihm nicht geglaubt wohl gar mit einigem Schein der Wahrheit für feiges Läugnen ausgelegt werden konnte — um so ferner lag ihm dieser Gedanke, als er herausgefordert war,

was er gethan, mit dem Degen zu vertreten. Welch' ein elendes Schauspiel hatte man mit ihm getrieben, um seine Mannhaftigkeit zu erschüttern und ihn recht erbärmlich vor dem stolzen Rächer erscheinen zu lassen: um Mitternacht vom Lager gerissen, bei Fackelschein in die Kirche, an die Gruft seines vermeintlichen Opfers geführt, dessen Tod er nicht geahnt hatte! Wie mochte der Gegner triumphirt haben, als er zusammgebrochen, auf seine Knie gestürzt war — und kein Mensch hatte doch eine Ahnung, nur Gott wußte es, welches Gefühl, tief in seiner Brust verhüllt, ihn in jenem furchtbaren Augenblicke an Wanda's Grabe niedergebeugt hatte! Sein ehrlicher deutscher Sinn empörte sich über all' diesen Aufwand heimtückischer Arglist und er dankte seinem Feinde nur eins, daß er ihm einen ehrenvollen Ausweg gelassen.

Da stand er schon im Waffensaale, wohin der Alte ihn hatte führen sollen. An den Wänden blinkten Harnische aus einer längst vergangener Zeit, Spieße und andere Trutzwaffen in allerlei Form, Bogen und Pfeile und Schießgewehre von ältester Gattung, wie es längst außer Gebrauch gekommen, türkische Säbel und Handschars, polnische Karabellen mit reichem Beschlag, aber auch eine treffliche Auswahl von Schwertern und Degen, wie andere Nationen sie führten und das Auge des schwedischen Officiers, wäre es nicht von

seinen Gedanken verdüstert gewesen, hätte sich daran freuen können. Narusczewicz zündete mit seiner Fackel zwei eiserne Lampen an, die an schweren Ketten von der Decke herniederhingen, dann steckte er die Fackel selbst in den Ring, der nach alterthümlicher Weise noch in der Wand dazu befestigt war.

Nicht lange währte es, so erschien auf demselben Wege Severin Tenczynski. Mit einem finstern Blicke maaß er den Feind seines Hauses, wofür er den Gefangenen hielt.

„Habt Ihr euch eine Waffe gewählt?“ fragte er.

„Laßt mir eine solche reichen —“ antwortete Krockow, — „der Eurigen gleich!“

„Die wißt Ihr nicht zu führen!“ entgegnete Tenczynski und rief dem alten Naruszewicz ein Paar polnische Worte zu, worauf dieser einen starken Degen mit Stichblatt und Korbgriff von der Wand nahm und ihn Krockow schweigend überreichte. Dieser wies ihn jedoch zurück.

„Ich mag nicht im Vortheil sein! Laßt mir einen Säbel geben, wie der Eure!“

„Im Vortheil?“ lachte Severin höhnisch auf. „Doch wie Ihr wollt!“ Und Naruszewiez willfahrte auf seinen Wink dem Verlangen des Deutschen. Er legte einen prächtigen polnischen Säbel mit damas-

cirter Klinge in seine Hand. Eine Freude, die er sich nicht die Mühe gab, zu läugnen, ging in Krockow's entstelltem Gesichte auf, als er sich nach langer Schmach wieder bewaffnet sah, die Kampflust leuchtete aus seinen Augeu.

Severin Tenczynski trat unterdessen an den mächtigen Kamin, der auch hier nicht fehlte und legte ein zusammen gefaltetes Papier, das er aus seiner Brust zog, auf den Sims. „Das ist ein Paßport für Euch, Herr Krockow," sagte er kalt, „wenn ich von Eurer Hand fallen sollte. Der Alte dort wird dann für Euer Fortkommen sorgen und Euch begleiten, bis Ihr wieder bei den Euren seid, falls diese nicht bis dahin durch unsere siegreichen Waffen ganz vom polnischen Boden vertrieben sind. Fallt Ihr, so soll Euch ein ehrliches Begräbniß werden. Kein Wort mehr! Ich habe ein Gelübde gethan bei der heiligen Mutter von Czenstochowo, das will ich halten. Kommt Ihr sicher nach Hause, dann berichtet Eurer Mutter und Schwester, was hier geschehen ist."

„Was wißt Ihr von den Meinigen?" rief Krockow.

Der Pole aber winkte heftig abwehrend mit der Hand, zog seinen Säbel und gab, mit ritterlichem Anstande salutirend, dem Gegner das Zeichen, sich zum Kampfe zu stellen.

Gleich darauf kreuzten sich die Klingen und Severin, seiner Ueberlegenheit in Führung der nationalen Waffe sich bewußt, keineswegs gesonnen, den Feind zu schonen, in welchem er den Mörder seiner geliebten Schwester sah, fiel den Deutschen mit raschen Hieben an, ohne viel an die eigene Deckung zu denken. Aber bald wurde er zu seiner Verwunderung inne, daß sein Gegner, wenn er auch den polnischen krummen Säbel statt des graden und schweren Reiterdegens zum ersten Male in der Hand haben mochte und zuerst wohl etwas unsicher in dessen Führung war, so daß er sich mehr auf das Pariren der hageldicht fallenden Streiche und Finten beschränkte, mehr und mehr mit der fremden Waffe vertraut wurde, aus der Abwehr schon in den Gegenhieb überging, daß seine Klinge nicht mehr halb flach fallend in der Luft nur sauste, sondern dieselbe schon mit dem eigenthümlichen scharfen Laut pfeifend durchschnitt. Wie auf Verabredung senkten jetzt Beide die Waffen, der erste Gang war beendigt. Sie maaßen sich einen flüchtigen Moment mit den Augen und blickten dann ernst vor sich hin, in kurzer Pause neue Kraft für die Fortsetzung des Kampfes zu sammeln.

Da trat der alte Michael Naruszewicz, welcher ein stummer und aufmerksamer Zeuge des Waffen-

ganges gewesen war, vor und sagte in polnischer Sprache: „Laßt es genug sein, Herr Severin Tenczynski. Du siehst, daß er Dir gewachsen ist. Ich sage Dir, Du wirst ihn nicht besiegen. Willst Du Deiner Mutter noch einen Gram mehr verursachen?“

„Zurück, alter Rabe, der mir Unheil krächzt!“ rief Severin. „Lüge nicht mit Deinen grauen Haaren, nicht um meine Mutter sorgst Du, sondern um die seinige, welche Dir's angethan hat mit ihren Künsten.“

„Ich läugne es nicht, sie hat mir wohlgethan, mich geheilt, wo ich hätte wie ein Hund umkommen müssen, Du weißt das am Besten — und hast Du ein Gelübde zur heiligen Mutter Gottes gethan, ich auch Herr Tenczynski, darum bin ich hier in Stara-Tenczyn und nicht draußen im Lager: ich will's vergelten, was an mir geschehen ist!“

Severin verschmähte es, ihm zu antworten, er warf ihm einen stolzen funkelnden Blick zu, hob den Säbel empor und gab dadurch seinem Gegner, welcher das rasche Gespräch der Beiden, das er nicht verstand, mit Ungeduld beobachtet hatte, das Zeichen zum erneuten Kampfe. Krockow war schnell mit der Klinge zur Hand und der Pole mußte seine ganze Gewandtheit im Fechten aufbieten, um der überlegenen Kraft des Deutschen, die er jetzt zu fühlen begann, nicht zu

erliegen. Da bemerkte dieser, daß sein alter Wächter, der nun ziemlich nahe stehen geblieben war, ebenfalls den Säbel zog, den er nach Landesart stets an der Seite trug, der Gedanke an heimtückischen Verrath mußte ihm aufsteigen und das Gefühl des Unwillens entflammte ihn zu immer mächtigern, kaum noch abzuwehrenden Streichen, mit welchen er seinen Feind angriff. Ein schmetternder Hieb und die Waffe des Polen flog, aus der halb gelähmten Hand geschlagen, klirrend weithin auf den getäfelten Fußboden — wehrlos stand Severin, der Willkühr seines Gegners preisgegeben. Da trat der alte Naruszewicz rasch zwischen Beide, Krockow hatte jedoch schon die Klinge gesenkt, wie hätte er anders handeln können? Als er aber den Alten vortreten sah, wähnte er, daß dieser den Kampf aufnehmen wolle, bis sein Landsmann sich wieder in Vertheidigungsstand gesetzt habe, und er machte sich bereit, obgleich mit Widerstreben, gegen den Greis, der ihn bisher menschenfreundlich behandelt hatte, zu fechten. Der Alte jedoch nahm den Säbel in die linke Hand, die Spitze zur Erde gesenkt, winkte beschwichtigend mit der Rechten und wandte sich dann zu Tenczynski, welcher voll Grimm und Beschämung noch wie gebannt an seiner Stelle stand, als sei er auch geistig erlegen.

„Jetzt ist es genug, Herr Severin Tenczynski!“ sagte er mit dem trotzigen Tone, wie er ihn nur sonst als Edelmann des Wojewoden von Rußland gegen den Starostensohn geführt, der ihm nichts zu befehlen hatte. „Ich sage Dir, ich dulde es nicht weiter. Er konnte Dich zusammenhauen und hat es nicht gethan. Schlägst Du Dich weiter mit ihm, so schlag' ich dazwischen — und Du hast es mit Zweien zu thun.“

Severin fuhr auf — da rief ihm aber der Deutsche zu: „Beliebt's Euch, so hebt Euren Säbel wieder auf, ich bin auch jetzt noch bereit, Euch zu beweisen, daß Ihr über mich in einem schweren Irrthume befangen seid.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Tenczynski zweifelhaft.

„Was ich Euch jetzt sagen kann, nachdem ich meine Ehre gewahrt habe! Ich bin nicht der, für den Ihr mich haltet — so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde, ich habe nichts verschuldet an dem schweren Leide, das Euer Haus betroffen hat, nichts an dem Glück und Frieden Eurer Schwester, der auch mir so heilig war, wie er Euch nur sein konnte. Wenn ich auch ein Krockow, wenn ich auch zu Drewionka, dem Sitze Eures Vaters und der Seinigen gewesen bin — nicht ich bin es, welchen Ihr Ursache habt, zu

hassen! Wollt Ihr mir Glauben schenken, gut! Wo nicht, so nehmt Eure Waffe wieder auf und nur Einer von uns möge lebend diesen Platz verlassen!"

Severin hatte ihn schweigend angehört, das glühende Auge fest auf ihn gerichtet. — „Soll ich Euch gegenüber stellen dem weißen Haupte meines Vaters, dem Antlitz meiner Mutter?" rief er drohend. „Wollt Ihr auch sie Lügen strafen? Soll ich Euch an Wanda's Sarge beschwören lassen, was Ihr sagt."

„Thut das!" sagte Krockow aus tiefster Brust.

Severin schwieg; er hörte nicht, was ihm Naruszewicz mahnend zurief, er schien einen Moment Allem entfremdet zu sein, was ihn umgab, was hier geschehen war. Auf einmal blickte er entschlossen auf, sagte dem Alten ein paar polnische Worte und sprach dann mit fester Stimme: „Ihr seid frei! Dieser Edelmann wird Euch geleiten. In der Feldschlacht oder — in Eurer Heimath sehen wir uns wieder."

„In der Feldschlacht mit Freuden!" erwiederte Krockow. Einen Dank sprach er ihm nicht aus.

Naruszewicz hatte unterdessen seine Fackel aus dem Wandringe genommen und winkte dem Deutschen. Dieser legte die fremde Waffe, die er noch immer in der Hand gehalten, von sich, mit einer stummen Neigung des Hauptes nahmen die beiden Gegner von

einander Abschied; hinter Krockow schloß sich die mächtige Eichenthüre, durch welche er jetzt in das Innere des Schlosses und nach seiner Kammer geführt wurde und Severin blieb einsam beim Scheine der Eisenlampen in der Waffenhalle zurück.

Eine Stunde später saß der Gefangene im Sattel und ritt hinaus in die Nacht, deren strenge Luft ihm heut lindes Frühlingswehen dünkte. Wie aus dem Grabe erstanden kam er sich vor, er warf die entnervenden Gedanken, die ihm folgen wollten, weit hinter sich — seine Seele blickte wieder muthig in das Leben, in die Zukunft. Die Waffengenossen sollte er wieder sehen, zurückkehren dahin, wo sein Heldenkönig die Seinigen zu neuen Siegen führte, unter seinen Augen wollte er wieder kämpfen, sich Lorbeern um die Schläfe winden, die sein entstelltes Gesicht schön machen sollten, selbst in den Augen seiner Mutter!

Achtes Kapitel

Der Sturm.

Neue Siege — neue Lorbeern?!

Anfang Februars schon hatte der König den Sturm auf Kopenhagen beschlossen. Alles war dazu mit Umsicht eingeleitet, Dahlberg hatte wieder selbst recognoscirt und wie schon mehrmals, glaubte er das Gelingen des Unternehmens, trotz der dreifachen Uebermacht des Feindes verbürgen zu können. Der günstigste Angriffspunkt war zwischen dem Schlosse und Kallebodstrand, hier, wo jetzt ein wohlangebauter Stadttheil liegt, stand damals noch kein Haus, und der Zugang zu den Pallisaden des gedeckten Weges und dem Festungsgrabeu war vom gefrornen Ufer aus sehr er-

leichtert. Nach der Disposition sollte hier der Hauptangriff geschehen, bei welchem der König in Person sein wollte — drei andere Sturmcolonnen auf andere Punkte gerichtet, sollten denselben unterstützen.

Als die Dunkelheit am 8. Februar einbrach, rückte das ganze schwedische Heer aus seinem Lager bei Wallby und näherte sich der Stadt. Tiefer Schnee bedeckte die Landschaft und erschwerte den Marsch; um nicht von den Wällen auf der weißen Fläche bemerkt zu werden, hatten die Truppen ihre Hemden über den Rock ziehen müssen, auf den Hüten trugen sie nach schwedischer Sitte zum Abzeichen im Gefecht Strohbüschel, wie die Kaiserlichen und Brandenburger grüne Reiser zur Schlacht aufzustecken pflegten. In möglichster Stille rückte das Heer, in seine Abtheilungen geschaart vor, — da blitzte es drei-, vier-, sechsmal von der Seite herauf, Kanonendonner krachte und Kugeln schlugen von der Flanke her in die Massen ein. Der Angriff war verrathen worden, der Feind auf seiner Hut! Ohne Verrath wäre der Sturm unzweifelhaft gelungen!

Karl Gustav ließ Halt machen, entzog die Truppen dem Feuer und schickte sogleich eine Abtheilung zum Angriff gegen diese unerwartete Batterie. Es war ein Prahm mit Kanonen besetzt, welchen die Dänen dort ausgelegt und nun so hartnäckig vertheidigten, daß

der Morgen nach der langen Winternacht zu dämmern begann, ehe der Prahm genommen und angezündet werden konnte. Zum Sturme war es für heut nun zu spät; der König ließ seine Armee wieder in das Lager rücken.

In folgender Nacht dasselbe Spiel! Der Prahm war nicht völlig zerstört, der Feind hatte ihn wieder besetzt, zugleich aber Stellen im Eise aufhauen lassen, um den Zugang zu erschweren. Wiederum rückten die Schweden aus, diesmal bis unter die alten Werke, dem Garten der Königin gegenüber, aber der Prahm mußte von Neuem genommen und gänzlich vernichtet werden, ehe der Sturm zu beginnen war und die Nacht reichte dazu nicht aus. Mißmuthig, die Hauptmacht ohne gekämpft zu haben, marschirten die Truppen zum zweiten Male ab. Doch war nun wenigstens jenes Hinderniß beseitigt.

Karl Gustav konnte sein Vorhaben nicht aufgeben, er hätte seinen ganzen Charakter dazu verläugnen müssen! Auf dem Todtenbette, sagte man, habe er diesen Sturm bereut — möglich das, im Leben hat er es nie gethan, er konnte eben nicht anders! Ohne Aufschub, in der folgenden Nacht am 10. Februar, rückte das Heer zum dritten Male aus: „Hilf Herr Gott!" war als Losung gegeben. Sechs Regimenter unter General

Fersen waren zum Hauptangriff gegen den oben angegebenen Stadttheil bestimmt, sie waren in zwei Colonnen getheilt, welche auf gleicher Höhe vorrücken sollten, unterstützt durch das Regiment Ostgothen und 300 abgesessene Reiter unter Ascheberg. Als Reserve hatte der König die meisten national-schwedischen Regimenter zurückbehalten. Die Ostseite der Stadt sollte Gustav Baner angreifen, der dritte und vierte Angriff bei Norreport und gegen Christianshavn waren nur Scheinangriffe, um den Feind auch hier zu allarmiren.

Die Truppen hatten lautlos ihre Stellungen eingenommen. Um ein Uhr nach Mitternacht gaben zwei angezündete Theertonnen auf der Höhe von Wallby das Signal zum allgemeinen Angriff. Voran gingen der Hauptcolonne 200 Mann mit Aexten, Beilen und Handgranaten, ihnen folgten 100 Seeleute mit Sturmleitern und Brückengeräth für die aufgehauenen Eisstellen und den Hauptgraben. Die Schweden hieben die Pallisaden nieder, setzten über den Graben, stürmten den Hauptwall, dessen Brustwehr mit Wasser begossen, und spiegelglatt gefroren war — Alles unter dem verheerendsten Feuer der Dänen. Wiederum waren diese von Außen gewarnt worden und zur hartnäckigsten Gegenwehr hinter ihren Werken aufgestellt, noch ehe die Schweden zum Sturme schritten. Es war ein

furchtbarer nächtlicher Kampf, an welchem nicht allein die Truppen der Besatzung, sondern auch die Bürger und Studenten, ja sogar viele Weiber Theil nahmen. Zwei Stunden währte er mit grenzenloser Erbitterung, vergebens führte der Reichs-Zeugmeister Erik Stenbock auf Befehl des Königs die Smaländer aus der Reserve vor, er selbst fiel tödtlich verwundet, seine Leute wichen in Unordnung zurück; die Brüder Sparre rückten mit den Södermannländern in's Gefecht: sie erlagen der Uebermacht des Feindes, der immer mehr Kräfte hieher zog, weil er die Scheinangriffe, die nur mit Troßknechten und wenigen abgesessenen Reitern unternommen wurden, als solche erkannte. Wie es oft mit getheilten Angriffen geschieht, so war es auch hier: sie wurden nicht in Uebereinstimmung, der eine zu früh, der andere zu spät ausgeführt. Dahlberg, welcher den Kampf in unmittelbarster Nähe beobachtet, überzeugte sich endlich von dessen Hoffnungslosigkeit und machte dem Könige darüber Meldung. Noch war es Zeit, den Sturm einzustellen und das Gefecht abzubrechen, noch hatte Karl Gustav frische schwedische Regimenter dazu in Reserve: hätte er auch dies letzte Gewicht in die Wagschaale geworfen und dieselbe wäre dennoch, wie der Monarch sich nicht mehr verblenden konnte, in die Höhe geschnellt worden und wäre darüber der

Tag angebrochen mit einem Ausfall des Dänen und Holländer, so hätte wohl die ganze Armee ihren Untergang gefunden. Dies drohende Unheil abzuwenden, gab der König mit schwerem Herzen den Befehl zum Rückzuge. Er war zum ersten Male in seiner ganzen kriegerischen Laufbahn besiegt worden!

Mit welchen Gefühlen er sich darauf in sein Zelt einschloß, läßt sich ermessen. In Kopenhagen aber war unermeßlicher Jubel, und noch bis gegen Ende des folgenden Jahrhunderts wurde alljährlich ein Dankfest für den Sieg, mit Absingung der Sturmpsalmen in allen dänischen Kirchen gefeiert. Die Gegend, wo der Kampf am furchtbarsten gewüthet hat, jetzt, wie schon gesagt, in einem wohl angebauten Stadttheile gelegen, hat den Namen der Sturmstraße zum ewigen Gedächtniß erhalten.

Karl Gustav war jedoch weit entfernt, sich vor der Welt als besiegt zu bekennen und den Schauplatz, wo er sich schon unvergänglichen Nachruhm gewonnen hatte, zu verlassen. Das Glück im Kriege ist wandelbar, eine Niederlage kann auch der größte Feldherr erleiden, er muß sie nur durch glorreiche Siege zu decken verstehen. Wie einst Cortez in Amerika seine Schiffe verbrannte, so gab auch hier Karl Gustav jeden Gedanken an unrühmlichen Abzug auf. Im Herzen

von Dänemark saß er fest und wollte nicht eher weichen, bis er es erdrückt hatte, mochte er selbst vom Festlande her durch die Heeresmacht der Verbündeten, von der See durch die holländische Flotte eingeschlossen sein. Diesen Ring zu sprengen, hoffte er mit Sicherheit, wenn er nur erst sein nächstes Ziel erreicht habe. Nenne man dies Beharren immerhin Trotz, der das Geschick herausfordert: es war doch Character! Unsere schwächliche Zeit, welche keinen stahlfesten Character mehr zu gebären scheint, mag sich daran spiegeln und schämen.

Der König fühlte sich übrigens doch nicht so verlassen von allen Freunden, als es ihm die Thatsachen aufdrängen wollten. In England war der neue Protector, Richard Cromwell, für Schweden sehr günstig gestimmt und wenn die Hülfe, welche schon sein Vater verheißen, thatsächlich durch eine englische Flotte erschien, so hoffte Karl Gustav Kopenhagen, dem er zu Lande alle Zufuhr abgesperrt, auch von der Seeseite vollständig einzuschließen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Alle dänischen Inseln: Fünen, Langeland, Laaland, Möen, Falster, Seeland bis auf die Hauptstadt, waren in seiner Gewalt, überall wurden alte Befestigungen hergestellt und neue angelegt, um gegen die Verbündeten, welche in Jütland Winterquar-

tiere bezogen hatten und nun wohl Fünen angreifen würden, gedeckt zu sein. Wrangel erhielt Befehl, die Streitkräfte mehr zu concentriren; Friedrichsodde, wo ohnehin furchtbare Krankheiten ausgebrochen waren, wurde geräumt, seine Befestigung geschleift, nur im Kastell blieb noch eine Besatzung. Auf Fünen zog der Reichs-Admiral alle Regimenter bei Iversnäs, dem heutigen Wedelsborg, wo sich die Schweden im vorigen Jahre den Zugang auf dem Eise erkämpft hatten, zusammen und benutzte die Schanzen, welche damals die Dänen angelegt hatten, zur Verstärkung der eigenen Stellung. Noch aber rückten die Kaiserlichen und Brandenburger nicht in's Feld. Sie wollten sich erst durch Besetzung der festen Punkte sichern. Nachdem Rendsburg und Steinburg von den Schweden geräumt waren, hielt der Kurfürst bei Flensburg Heerschau und schloß Friedrichsodde von der Landseite ein, Mangel an Belagerungsgeschütz hinderte jedoch vor der Hand einen ernstlichen Angriff.

Da erschien endlich Anfangs April die von Karl Gustav heiß ersehnte englische Flotte im Sunde, 43 Schiffe mit 2000 Kanonen, unter dem Admiral Montague; sie segelte Kronborg vorbei und warf zwischen Helsingör und Hwen Anker. Aber so groß der Jubel im schwedischen Lager bei dieser Nachricht war, der

Freude folgte bald die bitterste Enttäuschung. Nicht zu Hülfe, zum Abschluß eines Bündnisses erschien diese stattliche brittische Armada, sondern nur um Holland, dem eifersüchtig bewachten, in diesen Gewässern das Gleichgewicht zu halten. Auch eröffnete der Admiral dem Könige, als er zur Audienz vorgelassen wurde, daß es Englands wie Frankreichs Absicht sei, den Frieden im Norden auf der Basis des Roeskilder Vertrages wieder herzustellen. Daß er Befehl hatte, für den Fall, daß Dänemark diesen Vorschlag verwerfen würde, seine Flotte mit der schwedischen zu vereinigen und den Uebergang der Alliirten auf die Inseln zum Entsatze von Kopenhagen zu verhindern, hielt er zuerst noch vorsichtig zurück. Mißmuthig schrieb Karl Gustav an den Reichsrath: „Es ist uns präjudicirlich, die reale Assecuration, die wir haben, aus den Händen zu geben und uns mit Feder und Dinte zu begnügen.“ Indessen kam es doch zu Pacificationsversuchen von Seiten der neutralen Mächte und der König konnte sich ihnen nicht ganz entziehen: er suchte Englands Beistand durch Anerbietung dänischer Provinzen, selbst des deutschen Herzogthums Bremen zu erkaufen. Ehe es jedoch zu einer Verständigung kam, da England noch den Schlüssel zum Sunde, Kronborg, verlangte, geschah in London der Umschwung der Dinge, welcher den

schwachen Sohn Oliver Cromwells veranlaßte, seine Protectorwürde niederzulegen und jede Aussicht auf englischen Beistand für Schweden trübte. Admiral Montague lichtete die Anker und verließ den Sund; eine neue holländische Flotte unter Ruyter erschien und Beide lagen außerhalb des Sundes, aber zur Einfahrt bereit, um den Friedensvorschlägen, welche inzwischen im sogenannten Haager Convent zwischen England, Frankreich und Holland näher formulirt worden waren, bei den kriegführenden nordischen Königen Nachdruck zu geben. Es waren die Roeskilder Bedingungen, nur einen Hauptpunkt, der gegen das Interesse der Seemächte sprach, daß nämlich die Ostsee fremden Flotten verschlossen werden könne, hatten sie gestrichen. Drei Wochen waren Frist gegeben, in dieser Zeit sollte weder Kopenhagen entsetzt, noch ein Corps von Jütland auf die Inseln übergeführt werden.

Der Krieg wurde hier freilich dadurch aufgehalten, ganz zu hindern war er nicht. Bei Friedrichsodde hatte Johann Georg von Dessau, der nun ein Schwager des Kurfürsten von Brandenburg geworden und gegen seinen bisherigen Kriegsherrn im Felde stand, mit einem alten Waffengefährten, Königsmark, ein hitziges Reitergefecht bestanden; darauf war das Kastell am Meere gestürmt und von den Schweden verlassen

worden, welche noch durch eine Mine, gezündet, als die Feinde schon eindrangen, denselben viele Menschen tödteten. Der Kurfürst wollte nun sogleich nach Fünen übersetzen und holländische Schiffe waren zur Hand, denn Oxdam hatte sich an die Unterhandlungsfrist nicht gekehrt, vielmehr die Verbindung zwischen den von den Schweden besetzten Inseln unterbrochen, auch Ruyter befohlen, sich mit ihm zu vereinigen, was denn geschehen war. Aber ein so ernsthaftes Unternehmen, wie der Kurfürst beabsichtigte, zu begünstigen, wagte der Holländer aus Besorgniß vor der englischen Flotte doch nicht und so mußte sich Friedrich Wilhelm begnügen, ein paar tausend Mann auf die Insel Fenoe zu werfen, welche dieselbe eroberten, während die Hauptmacht unter Barfuß und dem kaiserlichen General Ranft noch in Jütland blieb. Diesem ersten Glücke folgten bald einige Unfälle: mehrere Schiffe, die bereits zum Ueberführen im Aalborger Hafen vereinigt waren, wurden von den Schweden zerstreut, tausend Polen aus Aarhuus mit großem Verlust vertrieben, ein paar hundert Brandenburger gefangen genommen. Mittlerweile hatte Karl Gustav, um Fünen zu schützen, seine Flotte unter Wrangel, nur noch 28 Schiffe stark, in den kleinen Belt geschickt. Die holländische und dänische, vereinigt dreimal stärker, verfolgten sie, aber auch die eng-

lische kam in Sicht nnd hinderte die Feindseligkeiten, worauf die vier Flotten sich trennten und die beiden fremden, die sich schon zur Schlacht gerüstet, auf verschiedenen Wegen nach Kopenhagen segelten.

So stand der Krieg im Norden eine Zeitlang fest, in Preußen dagegen, obgleich Anfangs Paul Würtz aus Stettin einen siegreichen Zug dahin unternommen und Douglas von Livland aus einfiel, wandte sich das Glück bald ganz von den Schweden ab und bald hatten sie nur noch Elbing und Marienburg in ihren Händen. Jetzt war aber auch Pommern bedroht, welches bisher der Kurfürst von Brandenburg vor jedem Angriff energisch bewahrt hatte, die wiederholten Aufforderungen Oesterreichs und die ihm dazu gebotene Truppenhülfe ablehnend. Ihn hatte dabei die nicht unbegründete Besorgniß geleitet, daß der Kaiser das von seinen Truppen eroberte Land schwerlich an ihn abtreten würde und Pommern, ganz Pommern, blieb für Friedrich Wilhelm noch immer das berechtigte Ziel seines Strebens. Da veranlaßte ihn endlich grade jene Besorgniß, von seiner bisherigen Zurückhaltung gegen Schwedisch-Pommern abzugehen. Der Kaiser hatte in Schlesien ein neues Heer, 14,000 Mann stark, unter dem General Souches zusammen gezogen und diesem befohlen, auch ohne den Kurfürsten grade auf Stettin

vorzurücken. Jetzt durfte Friedrich Wilhelm nicht länger säumen. Er gab dem Generallieutenant Grafen zu Dohna, der mit 3000 Mann in der Mark stand, Befehl, sich mit den Kaiserlichen zu vereinigen, während er selbst mit der in Schleswig und Jütland stehenden Macht, nur wenige Truppen zurücklassend, von Holstein aus ebenfalls nach Pommern aufbrach. Unter ihm führte Montecuccoli die Kaiserlichen, Stephan Czarnecki den Rest der polnischen Hülfsvölker. Dieser Angriff sollte den auf Stettin erleichtern, indem Wolgast genommen und die Verbindung der pommerschen Hauptstadt mit Stralsund unterbrochen würde. Armes Pommerland! Von zwei Seiten angefallen, von den Schweden, welche die festen Plätze besetzt hielten und sich auch im freien Felde schlugen, mit der äußersten Hartnäckigkeit vertheidigt, der schlimmsten Verheerung durch die feindlichen Schaaren ausgesetzt, hielten die Bürger Pommerns in den Städten doch fest an dem Eide der Treue, welchen sie ihrem Landesherrn geleistet und halfen wacker bei der Vertheidigung ihrer Mauern. Freilich wohl war das in jener Zeit auch ihr eigenes Interesse, denn wenn die Stadt mit Sturm genommen wurde, gehörte alle Habe darin nach Kriegsbrauch den Siegern. Und ob auch schon ein Vierteljahrhundert seitdem vergangen, das Beispiel von Magdeburg war in deutschen

Landen unvergessen. Kleinere Orte durften es nicht wagen, sich dem mächtigen Andrange des Feindes zu widersetzen, Greifenhagen wurde schon Anfang August genommen, auch Lamin, Dievenow und Swiene von dem Grafen Stahremberg besetzt, der mit drei Regimentern zu Fuß und tausend Reitern gegen Norden entsendet worden war, während die kaiserliche Hauptmacht vor Damm lag. Hier vertheidigte sich der schwedische Commandant, Oberst de la Coutière, auf Unterstützung von Stettin rechnend, so tapfer, wie in Wollin Wolframsdorff gegen den Grafen Stahremberg, aber beide Orte mußten sich nach mehrfach abgeschlagenen Stürmen ergeben, Wollin, weil es in Brand gerathen war, der ihm alle Lebensmittel und Munition verzehrt, Damm, weil die Unterstützung ausblieb, und die Kaiserlichen bei Nacht, wenn auch unter großen Verlusten, das Schloß am See erstürmt hatten. Desto ruhmvoller war die Vertheidigung von Stettin, durch General Würtz, mit nur 1200 Mann, meist gefangenen Dänen und Neugeworbenen, gegen die Hauptarmee, zu welcher nun auch Graf Dohna gestoßen war. Der Commandant ließ alle Aufforderungen zur Uebergabe unbeantwortet, es mußte eine förmliche Belagerung unternommen werden, welche sich bis in den November hinzog. Der Kurfürst von Brandenburg hatte

zwar Unterstützung zugesagt, wenn er Demmin genommen haben würde, aber ehe das geschah, war den Belagerten Hülfe gekommen. Karl Gustav, welchem der Abmarsch des verbündeten Heeres aus Jütland und Holstein die Sorge um Fünen genommen und freiere Verfügung über seine Truppen gestattet, hatte den Reichsadmiral Wrangel mit bedeutender Verstärkung nach Stralsund gesandt. Dieser überfiel die Insel Usedom, nahm 200 Brandenburger im dortigen Schlosse gefangen und ließ sogleich 1000 Mann zu Fuß und 600 Pferde nach Stettin marschiren. Paul Würtz, dadurch kühn gemacht, unternahm einen neuen Ausfall mit dem glücklichsten Erfolge, ließ die feindlichen Magazine in Curau durch einen Handstreich zerstören und sah nun seine muthige Ausdauer gekrönt, indem Graf Souches sich veranlaßt fühlte, die lange fruchtlose Belagerung endlich aufzuheben.

Auch Greifswald, obwohl nur schwach besetzt, hatte sich unter General Müller zu derselben Zeit ruhmvoll gegen das vereinigte Heer unter dem Kurfürsten von Brandenburg vertheidigt. Die Schweden waren nur Schritt vor Schritt bei deren Einmarsch in Pommern gewichen. Der Kurfürst selbst hatte sich mit drei Regimentern Reiterei, 700 Mann zu Fuß und sechs leichten Regimentsstücken gegen das Schloß

Tribbesees gewandt, um dem Heere das Defilee, welches dasselbe deckte, zu öffnen. Nach zweistündigem Gefecht hatte sich das Schloß ergeben und der Kurfürst nun die Hauptmacht über Dammgarten, welches die Schweden verlassen, gegen Stralsund vorgeführt. General Sporck, seitwärts detachirt, hatte Coitz erstürmt, ein Versuch des Kurfürsten auf die Vorstädte von Stralsund war aber vereitelt worden, worauf die Armee Greifswald angegriffen. Alle Stürme waren jedoch abgeschlagen worden, wiederum unter tapferer Mitwirkung der Bürger, worauf der Kurfürst den Angriff aufgegeben hatte.

Gegen Demmin rechts ab wurde nun der General Feldmarschall Otto Heinrich Sparre, vor wenigen Jahren auch erst, wie der Derfflinger in brandenburgische Dienste getreten, entsendet. Starke Partheien streiften ihm voraus, um seinen Marsch zu decken und die Gegend, wie den Feind zu erkunden. Im Felde standen hier keine schwedischen Truppen mehr, nur hinter den festen Mauern von Demmin traf der Oberst Vieck, der noch immer hier commandirte, alle Anstalten zur Vertheidigung, das Land war wehrlos. Wiederum, wie vor zwei Jahren und fast um dieselbe Zeit erschienen auch die polnischen Reiter von Neuem, deren Gedächtniß noch immer mit Schrecken unter der Be-

völkerung lebte. Diesmal aber wurde ihrem Treiben doch einigermaßen Einhalt gethan. Ihr Feldherr, der Wojewode von Rußland, als er auf die Vorstellungen des Kurfürsten von seinem Könige im vergangenen Jahre den Befehl erhalten hatte, den größten Theil seiner Truppen in die Heimath zu entlassen, hatte sich eine Kernschaar nicht allein versuchter, sondern auch disciplinirter Soldaten zurückbehalten, denen er in Pommern, welches der Kurfürst zu schonen wünschte, die strengsten Befehle gegeben hatte. Aber auch die brandenburgischen Kriegsobersten waren darauf bedacht gewesen, wo es sich irgend thun ließ, den entsendeten polnischen Streiftrupps durch deutsche das Gleichgewicht halten zu lassen und diese nur wackern, entschlossenen Führern anzuvertrauen, welche auch unter ihren Leuten allen Excessen zu wehren verstanden. Schwedisch-Pommern wurde eben schon für brandenburgisches Land angesehen: der alte Detlev Krockow würde seine Freude an dieser Machtentfaltung seines Fürsten gehabt haben.

Noch mehr aber hätte er sich gefreut, seinen Sohn zu sehen, wie kräftig er die Rechte seines Herrn im Sinne der ihm ertheilten Instruction wahrnahm. Er war auf Befehl des Feldmarschalls, der ihn persönlich kennen und schätzen gelernt, mit einer starken Abthei-

lung brandenburgischer Dragoner entsendet, um den Landstrich jenseit Demmin, als dies eingeschlossen wurde, zu durchstreifen und alle polnischen Trupps, welche er etwa dort antreffen würde, mit Genehmigung des Wojewoden zurückzusenden. Ihm selbst war dieser Auftrag im höchsten Grade willkommen, denn er hatte schon beim Einmarsch in Pommern nichts sehnlicher gewünscht, als in die Gegend von Lossin zu kommen und bei dem Wiedersehen, dessen Gedanke schon sein Herz höher schlagen ließ, zugleich für die Sicherheit seiner theuren Verwandten sorgen zu können. Als nun die Rede davon ging, Partheien zu entsenden, hatte er sich darnm beworben und durch einen Freund in der Umgebung des Feldmarschalls seinen Wunsch durchgesetzt. Dergleichen Wege sind zu allen Zeiten betreten worden.

Der Monat October hatte eben mit einer Reihe sonniger, wunderschöner Tage begonnen, wie er sie meist zu bringen pflegt. Fröhlichen Muths zogen die märkischen Dragoner unter ihrem jugendlichen Führer, der sich in manchem Gefecht ihr Vertrauen erworben hatte, des Weges, der ihnen angewiesen war, freilich nicht ohne Verlangen nach den verbotenen Früchten, welche die verschärften Befehle ihnen wehrten, aber eben deshalb um so eher bereit, den fremden Maro=

deurs, die etwa danach greifen wollten, auf die Finger zu klopfen.

Fritz Krockow konnte sich unbedingt auf sie verlassen! Die brandenburgischen Dragoner hatten sich schon damals den Ruf erworben, welchem einige Jahre später der kaiserliche General Dünewold Ausdruck verlieh, als ihn der große Kurfürst bei Dürkheim in der Pfalz fragte, wie er mit ihnen zufrieden sei. „Durchlaucht, mit denen jage ich den Teufel aus der Hölle!" war seine freudige Antwort und Dünewold war kein Schmeichler. Auf seiner Besitzung Saabor in Schlesien — nach ihm der schönen Gräfin Cosel, der Geliebten und Gefangenen Augusts des Starken, und gegenwärtig dem Fürsten Carolath gehörig — hat Dünewold später oft noch mit Vorliebe von den märkischen Dragonern, die unter ihm gefochten, erzählt.

Mit fünfzig dieser wackern Gesellen konnte Fritz Krockow denn schon gegen die polnischen Streiftrupps, wenn er sie auf landverderblichem Treiben betraf, sehr entschieden auftreten. Ihre Anmaßung und Großsprecherei verstummte vor der entschlossenen Sprache des deutschen Officiers, wenn sie sahen, daß er ihr thatsächlichen Nachdruck zu geben vermochte. Hindern konnte er sie freilich nicht immer, wenn er ihnen die schriftliche Ordre ihres Feldherrn mitgetheilt hatte, diese zu

umgehen, indem sie auf dem Rückmarsch wieder Seitenwege einschlugen, indessen durften sie sich wenigstens nicht mit Unwissenheit entschuldigen, wenn sie deshalb zur Rechenschaft gezogen wurden.

Es war ein herrlicher Morgen, als Fritz Krockow aus seinem letzten Quartier frühzeitig aufgebrochen, sich der wohlbekannten Spitze des Sees näherte, wo das kleine Fischerhaus lag und man bald die Gebäude von Lossin wahrnehmen konnte. Mit seiner bewaffneten Schaar wollte er nicht anrücken, um den Verwandten, ehe sie ihn erkannt, eine schreckende Besorgniß zu ersparen, er ließ daher die Dragoner an einem geschützten Platze absitzen, gab dem Wachtmeister den Befehl über sie und ritt selbst, nur von einem einzigen Manne begleitet, in rascher Gangart, nach dem Dorfe. Hier fand er die Leute in großer Aufregung, Gruppen standen eifrig sprechend zusammen, Andere liefen wie rathlos umher und seine Erscheinung vermehrte offenbar den Schrecken, der sich der armen Bauern schon bemächtigt hatte. Die stoben auseinander und flüchteten sich unter dem Geschrei der Kinder und Weiber in die Häuser. Vergebens, daß er ihnen in deutscher Sprache beruhigende Worte zurief. Nur eine alte Frau, welche mit unterschlagenen Armen in ihrem Thorweg stand, als

wolle sie denselben vertheidigen, konnte er fragen, was hier vorgefallen sei.

„Polacken im Schlosse!“ antwortete sie — er bedurfte nicht mehr.

„Reite hinaus — sie sollen aufsitzen!“ rief er, im Sattel sich umwendend, seinen Dragonern eilig zu. „Der Wachtmeister soll sie so rasch als möglich nach dem Schlosse bringen! Marsch — marsch!“

Und die beiden Reiter kehrten ihre Pferde nach verschiedenen Seiten und jagten aus dem Dorfe, der Dragoner zu dem zurückgebliebenen Trupp, sein Officier im gestreckten Lauf nach dem Schlosse. Hinter allen Zäunen reckten sich jetzt furchtsame und neugierige Köpfe von Alt und Jung empor, um ihm nachzuschauen. Die alte Frau, die ihn zuletzt erkannt hatte, verbreitete die große Nachricht.

Als Fritz Krockow donnernd in den Hof sprengte, sah er wirklich einen Trupp von acht bis zehn Mann, der aber zu seiner Verwunderung in geschlossener Ordnung hielt — vielleicht war es nur ein Rückhalt, der den Plünderern den Abzug sicherte. Aber Alles war still im Hofe, still im Schlosse — sollte auch sein Oheim mit den Frauen dasselbe verlassen haben und nach ihm alles Gesinde entflohen sein?

Die Polen hatten ihn kommen sehen und es ent-

stand unter ihnen eine Bewegung, als er sie in polnischer Sprache anrief: „Was wollt ihr hier? Wer commandirt euch?“

Der Rottmeister am rechten Flügel zeigte statt der Antwort nach dem Schlosse und Krockow erblickte dort vor der Treppe einen kleinen Mann abgesessen neben seinem Pferde stehen, als erwarte er Jemand. Friedrich gab seinem Rosse die Sporen, das ihn in wenigen Sprüngen zu dem polnischen Anführer trug, welcher ihm die Mütze schief auf das rechte Ohr gedrückt, fest entgegen sah.

„Commandirst Du hier?“ rief Krockow und der Pole blickte überrascht auf, als er sich in seiner Sprache anreden hörte. Aber er verlor keinen Moment seine Fassung.

„Ja wohl!“ antwortete er. „Und deshalb rathe ich Dir, zieh' ab Für Dich ist hier nichts zu holen — ich stehe hier auf Salvaguardia und lasse keinen Strohhalm nehmen!“

Friedrich's edles Antlitz färbte sich dunkelroth: der Pole hielt ihn für einen Marodeur. „Siehst Du die kurfürstliche Feldbinde?“ rief er entrüstet.

Der Alte lachte kurz auf und schnaufte in seinen grauen zottigen Bart. „Zieh' ab!“ wiederholte er. „Ich

lasse Dich hier nicht ein. Salvaguardia — verstehst Du das nicht?"

„Die werde ich übernehmen!" entgegnete Krockow, welchem dieser Vorwand nur eine tückische List schien. „Ich habe Befehl von Deinem eigenen Wojewoden Herrn Stephan Czarnecki, alle polnischen Partheien zum Heere zurückzusenden — willst Du das schriftlich sehen?"

Der Alte legte bei dem Namen seines Feldherrn die Hand salutirend an seine viereckige Mütze, dann aber blickte er den eifrigen Deutschen schlau an, drehte seine langen eisgrauen Bartzöpfe und sagte: „Schriftlich? Kann mir nichts helfen — ich kann nicht lesen."

Noch hatte er nicht ausgesprochen, als hinter ihm in der Schloßthüre ein freudiger Ausruf erklang, er wandte sich um — die Frau war es, die er hatte rufen lassen, sie kam vertrauensvoll muthig, ganz allein. Ihr Angesicht, lebhaft geröthet, erschien ihm auch jetzt wieder verklärt, wie das Antlitz einer Heiligen, aber sie hatte nicht Augen für ihn, sie schaute nur auf den deutschen Reiter, der ihr Worte zurief, welche der Pole nicht verstand, während er sich vom Pferde schwang und dessen Zügel dem Knechte zuwarf, der sich hinter seiner Herrin vordrängte und die Treppe herabgelaufen kam.

Aber der staunende und finstere Blick des Polen wurde nun von dem Bilde freudigster Begrüßung, das sich auf den Stufen vor ihm zwischen der schönen Frau und dem jungen Manne bot, abgezogen, denn ein fernes Waffengerassel, seinem Ohre ein vertrauter Klang, schallte vom Dorfe her und er sah einen gedrängten Haufen brandenburgischer Reiter im starken Trabe kommen, dessen Spitze schon in den Hof bog. Da hielt er es für rathsam, sich in den Sattel zu werfen und zu seinem kleinen Trupp zu sprengen, der schon in großer Unruhe war. Nach Allem, was er eben gesehen hatte, war er hier überflüssig, denn die Frau hatte nichts zu befürchten und sie wußte ja, weshalb er hergekommen war, er hatte es ihr ja durch einen seiner Leute, welcher deutsch sprach, sagen lassen. So konnte er abziehen, und er wollte es auch, aber die Dragoner schienen ihm den Weg versperren zu wollen. Sie waren in der ganzen Breite des Eingangs aufgeritten und ihr erstes Glied hatte schon die langen Musketen, welche die Dragoner, wie das Fußvolk führten, von den Schultern genommen, als wolle es sich fertig machen zum Gefecht.

Da kam ihr Officier herbei, seine laute Stimme gab ihnen schon von Weitem Befehl, sich friedlich zu halten, er kam zu Fuß und reichte dem polnischen

Anführer die Hand, welche dieser etwas mürrisch annahm.

„Ich bitte Dich um Verzeihung, wackerer Mann," sagte er, daß es die Polen hören konnten. „Ich habe Deine edle Absicht verkannt. Wir sind ja Bundesgenossen im Felde, laß uns denn auch hier als Waffenbrüder im Quartier hausen. Meine Verwandte ladet Dich gastlich ein."

„Ich danke ihr," versetzte der Alte. — „Sag' ihr, daß ihr Sohn mein Gefangener war, daß er aber nun frei ist und eine schöne Narbe trägt, um die ihn mancher Kriegsmann beneidet. Sag' ihr das und laß Deine Reiter mir eine Gasse frei machen — ich kann hier nicht bleiben. Muß meinem Hauptmann Meldung machen!"

Umsonst bat ihn Krockow darum, wollte auch mehr von ihm wissen über seinen Vetter, von welchem er gesprochen hatte, aber der Pole ließ sich auf nichts ein, und er mußte ihm denn willfahren. Als der Raum frei war, schossen die sarmatischen Reiter wie Pfeile vom Bogen geschnellt hinaus und bogen gleich links ab, daß Niemand ihnen mehr nachschauen konnte.

Friedrich kehrte nun zu seiner Tante zurück, deren Erklärung ihn über die Absichten des Polen beruhigt hatte. Frau Ebba war heut allein mit ihrer Tochter

zu Hause, ihr Gemahl, weil die Gegend noch ganz sicher schien, hatte der dringenden Bitte des schwer erkrankten Podewils, zu ihm zu kommen, Folge geleistet; dieser wollte ihn für den Fall seines Todes zum Vormunde über seine Kinder bestellen. Als nun für die Unterkunft der Dragoner im Dorf und Schloß auf einen Tag — länger durfte Fritz nicht weilen — gesorgt war, fand sich endlich die Zeit zum ruhigen Aussprechen, aber vergebens blickte er jedesmal, wenn die Thüre sich öffnete, erwartungsvoll auf: Erika ließ sich nicht sehen. Er fragte endlich nach ihr und sein männliches Gesicht erröthete, als das Auge der Mutter bei seiner Frage mit einem liebevollen, aber doch räthselhaften Blicke auf ihm ruhte.

„Erika wird später kommen,“ war ihre Antwort ohne weitere Erklärung. Sie sprach dann wieder von dem Polen, der sich ihr als der Mann angekündigt, welchem sie einst wie eine Samariterin, obgleich er ein Feind war, geholfen hatte, und der sich ihr nun dankbar beweisen wollte. Das veranlaßte ihn, zu bestellen, was der Alte ihm über den Vetter Karl Gustav gesagt hatte. Das Auge der Mutter trübte sich. Sie erfuhr nichts Neues, da sie unterdessen endlich von ihrem Sohne einen Brief erhalten, in welchem er ihr die Ursache seines langen Schweigens geschrieben hatte,

von der letzten Nacht seiner Gefangenschaft und was dabei vorgefallen war, hatte er ihr zwar nichts erzählt, das wollte er mündlicher Besprechung vorbehalten, aber sie wußte doch, daß er schwer verwundet gewesen und er hatte ihr nicht verhehlt, daß die Narbe sein ganzes Gesicht entstellt habe und sie ihn nicht wieder erkennen werde. Viel Thränen hatte ihr das gekostet, sie war so stolz auch auf die Schönheit ihres Lieblings gewesen, zu stolz auf diesen äußern Vorzug, so daß ihr die Hand des Herrn dessen Nichtigkeit gezeigt hatte — das sagte sie sich als gute Christin oft, aber das Muttergefühl ließ sich nicht immer dadurch beschwichtigen und machte auch jetzt ihr Auge feucht. Sie sagte dem Neffen, daß Karl Gustav ihr geschrieben habe und daß er nach Dänemark zurückgekehrt sei, ohne seine Heimath besuchen zu können. Dann aber nahm sie endlich die Gelegenheit wahr, nach welcher sie sich bei Friedrichs letzter Anwesenheit vergeblich gesehnt hatte. Klar mußte es werden, was noch immer, wie ein düsterer Schatten über Erika schwebte, eher durfte er ihr Kind nicht wieder sehen.

„Hat Dir der alte Mann, dessen Dankbarkeit mich rührt, auch gesagt,“ begann sie, „daß er mir Herrn Severin Tenczynski angemeldet, denselben, der uns vor zwei Jahren so edel beschützt hat, als die ganze

Gegend unter der Grausamkeit seiner Landsleute gelitten?"

„Er hat ihn hier angemeldet?" rief Friedrich.

„Wäre es Dir unlieb, mit ihm zusammen zu treffen?" fragte sie mit prüfendem Blicke.

„Ich kenne ihn nicht — wenn er aber der Sohn des Starosten von Tenczyn ist, bei welchem mein Vetter und ich Gastfreundschaft genossen haben, kann ich nur wünschen, daß ich ihn sehe. — Hat Euer Sohn" — fuhr er nach kurzer Pause mit sichtbarer Ueberwindung fort, „aus Drewionka Manches erzählt und dabei in vorgefaßter Meinung auch meiner gedacht — —, so möchte ich vom Herzen, daß Einer hier erschiene, dessen Zeugniß als — Sohn des Starosten wohl gelten würde!"

Hätte er geahnt, wie Severin Tenczynski über ihn dachte, wie er ihn rastlos verfolgt, wie er Karl Gustav, seinen Vetter, den er für i h n gehalten, mit dem Schwerte zur Rechenschaft gezogen hatte! Gleichviel! Der heiße Wunsch, den er hegte, wurde erfüllt. Severin Tenczynski war ganz in der Nähe — auch er hatte sich den Streifzug ausgebeten, und aus viel andern Gründen noch! Den alten Naruszewicz hatte er vorausgesendet mit einem Trupp seiner besten „Renner," wie sie nach türkischem Brauch bei den

Polen auch hießen, er sollte ihn anmelden und vor allen Dingen das Haus gegen andere Streifer sichern. Nun war der Alte zwar wieder abgezogen und Fritz Krockow, der ihm von dem Befehle seines Feldherrn gesagt, zweifelte, ob Tenczynski noch kommen werde; als er aber gegen Erika's Mutter den Wunsch geäußert, ihn zu sehen, ritt Severin, als sei er davon wie durch einen Bannspruch herbeigeführt, schon in den Hof, von einem einzigen Diener begleitet, langsam und ruhig, wie im Gefühle vollkommenster Sicherheit.

Fritz bemerkte ihn durch das Fenster zuerst und sprang auf; aber er ging ihm nicht entgegen, um ihn in Abwesenheit des Schloßherrn zu empfangen, ihm lag daran, daß er in Frau Ebba's Gegenwart zuerst mit ihm zusammen traf. Diese war in ungewöhnlicher Bewegung — zu viel kam heut, wo sie allein war, zusammen, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern, aber sie faßte sich bald und ließ Tenczynski, als er ihr gemeldet wurde, zu sich einladen. Severin trat ein, auch er war aufgeregt — wem er hier finden würde, konnte er aus des alten Michaels Bericht nicht ahnen, als er aber den brandenburgischen Officier neben Frau Ebba erblickte, stutzte er betroffen und war kaum fähig, die Dame schicklich zu begrüßen. Ja, das war endlich der Mann, den er als Ziel seiner Rache gesucht, das wa-

ren die Züge, welche seine unglückliche Schwester nur zu treu auf Elfenbein nachgebildet hatte — das war auch die Aehnlichkeit, die ihn an der lieblichen Tochter dieses Hauses überrascht und in einen wunderbaren Zwiespalt seiner Gefühle versetzt hatte. Jetzt aber, jetzt stand Alles anders, er hatte ihm ein schweres Unrecht abzubitten und der stolze Mann gewann es über sich.

„Wenn wir uns sprechen, will ich Euch Alles erklären!“ sagte er, nachdem er zu Ebba's unaussprechlicher Verwunderung ihrem Neffen gleich, nachdem er sie begrüßt, die Hand gereicht und ihn um Verzeihung für eine Kränkung gebeten, die er ihm unwissentlich zugefügt habe.

„O nein!“ rief Friedrich ahnungsvoll in der Tiefe seines Herzens bewegt. „Gebt mir diese Aufklärung gleich hier — im Beisein meiner geliebten Verwandten, vor der ich kein Geheimniß habe. Ihr habt mich beschuldigt, die Gastfreundschaft Eures Hauses verrätherisch vergolten zu haben — ist's nicht so?“

Severin blickte zögernd auf die Frau, deren Blicke nun bittend auf seinem Antlitz ruhten. — „Ja, Herr!“ sagte er dann mit bebender Stimme. „Und Keiner von uns konnte anders — möge Gott uns vergeben! Seitdem aber — bin ich wieder bei meiner Mutter gewesen und es hat sich ein theures Vermächtniß ge-

funden, Blätter von der Hand einer geliebten Entschlafenen geschrieben, Worte der Beichte auch in letzter Stunde, die der Priester sich verpflichtet gefühlt, ihrer Mutter zur Beruhigung zu enthüllen — sie sprechen Dich frei von aller Schuld!" Hier versagte Wanda's Bruder die Stimme, er ergriff nochmals die Rechte des Mannes, der tief erschüttert vor ihm stand und konnte nur noch leise hinzusetzen: „Bete für Wanda's Seele!"

Neuntes Kapitel.

Gottes Rathschluß.

Der Herbst rückte vor, nach Frieden seufzte die Welt: sollte wiederum das Jahr vergehen, ein neues, vielleicht noch eine ganze Reihe folgen, und der Krieg fortgesetzt werden, der schon so viel Opfer, so viel Blut und Thränen gekostet hatte? So fragten die Freunde der Menschheit, so die Familien, und die Einzelnen, welche darunter leiden mußten. Den Frieden wollten auch die Mächte Europa's, die nicht an dem Kriege im Norden betheiligt waren, weniger jedoch aus Erbarmen und Menschlichkeit, als aus Gründen der höhern Politik. Wenn Karl Gustav siegreich aus seiner Bedrängniß hervorging, so schrieb er Gesetze vor,

welche durch Zertrümmerung der dänischen Monarchie dem Norden eine neue Gestaltung geben, Schweden zur gebietenden Macht in Europa erheben mußten. Aber ebenso bedenklich erschien für die neugeborne Idee eines europäischen Gleichgewichtes eine Zerstücklung Schwedens. Beide nordische Könige hatten die ihnen eigensüchtig gebotenen Friedenvorschläge der neutralen Mächte verworfen, auch der Kurfürst von Brandenburg sah darin in mehr als einer Hinsicht Gefahren für die Machtstellung, welche er seinem Reiche, wie seinem Hause zu schaffen gedachte. Das Schwert mußte also doch entscheiden, aber es konnte rasch entscheiden und diese Entscheidung lag da, wo der rings umstellte nordische Löwe selbst das Schwert und den Feldherrnstab führte.

Friedrich Wilhelm beschloß daher, so spät es im Jahre war, so wenig die Fortschritte in Schwedisch-Pommern seinen Erwartungen entsprochen hatten, noch einen Schlag zu veranlassen, wenn er ihn auch nicht in Person ausführte. Die Einnahme von Demmin, dessen Bürgerschaft durch die schönen Worte des Feldmarschalls Sparre gewonnen, durch seine Drohungen eingeschüchtert, dem Commandanten allen Beistand versagte, so daß er capituliren mußte, war in Pommern die letzte Waffenthat des Jahres, worauf die Truppen,

obgleich es noch sehr früh dazu war, Winterquartiere bezogen. Ein Theil derselben rückte aber doch wieder nach Holstein ab. Die englische Flotte war nach Hause gesegelt, wo die Verhältnisse nach der Abdankung des Protectors höchst unsicher waren. Jetzt lief die holländische unter Ruyter von Kopenhagen aus, und richtete ihren Cours südlich. Karl Gustav war in Besorgniß, wohin sie sich wenden möchte, er fürchtete einen Angriff auf Malmör oder Ystad. Sie lief aber in den Hafen von Kiel, und nahm hier den General von Schack mit dänischen und deutschen Truppen ein, um ihn nach Fünen überzusetzen. In Holstein war bei dem Abmarsch der verbündeten Armee nach Schwedisch-Pommern Graf Eberstein mit vier kaiserlichen, General von Quast mit ebensoviel brandenburgischen Reiter-Regimenter geblieben. Diese verstärkt durch 600 Polen, 1000 dänische Reiter und 600 Dragoner erhielten jetzt den Befehl, über den kleinen Belt ebenfalls nach Fünen zu gehen. Am 31. October hatte Ruyter die Truppen bei Kjärtemünde an das Land gesetzt, die Reiter Eberstein's und Quast's schifften auf Booten und großen Kahnen über, die Pferde schwimmend am Zügel, mehrere leichte Abtheilungen der Polen und Dänen schwammen auch ganz durch die Meerenge. So standen 9000 Mann auf Fünen's Boden, denen der Pfalzgraf

von Sulzbach, seit Wrangel die Verstärkungen nach Stralsund geführt, nur 4000 Reiter und 1000 Mann zu Fuß entgegen zusetzen hatte. Dennoch hätte er sie wohl bei der Landung angreifen, vielleicht einzeln schlagen und so ihre Vereinigung, welche dann bei Odensee Statt fand, hindern können. Das geschah nicht, der Pfalzgraf zog vielmehr seine Truppen bei Nyborg zusammen und der König, im hohen Grade unzufrieden mit ihm, sandte den Reichsfeldzeugmeister Gustav Otto Stenbock nach Fünen, um dort den Oberbefehl zu übernehmen Er selbst durfte Seeland nicht verlassen, wenn er nicht Alles Preis geben wollte — aber es schmerzte ihn tief, daß er nicht seine besten Truppen, welche auf Fünen standen, persönlich in den Kampf führen konnte. „Gott gebe doch," rief er mehr als einmal, „daß der Feind mit uns in demselben Lande stände!"

Stenbock, auf welchen er sein letztes Vertrauen gesetzt, vermochte das hereinbrechende Unglück auch nicht mehr zu wenden. Er berichtete dem König, daß Nyborg keiner Belagerung widerstehen könne und er daher eine offene Feldschlacht annehmen werde. Noch einmal versuchte Karl Gustav die Holländer, welche das Meer beherrschten, für sich zu gewinnen, indem er ihnen Fünen zur Sequestration anbot, wenn sie

seine Truppen nach Deutschland übersetzten. Er hoffte dadurch wenigstens diese zu retten! Ruyter konnte darauf nicht eingehen und das Heer der Verbündeten rückte gegen Nyborg vor, wo die Schweden eine vortheilhafte Stellung gewählt und nach Möglichkeit verstärkt hatten.

Am 14. November erschien die Vorhut, dreihundert deutsche und polnische Reiter; sie wurde mit einem wirksamen Geschützfeuer empfangen und festgehalten, so daß sie die beabsichtigte Recognoscirung nicht ausführen konnte. Der kaiserliche Officier, der sie führte, suchte nur Schutz im Terrain zu einer Aufstellung, um den Aufmarsch des nachfolgenden Heeres zu decken. „Wollt Ihr Halt machen — wir Polen nicht!“ rief ihm der polnische Führer zu, der ihm untergeordnet war und ohne seine Genehmigung abzuwarten, gab er seinen leichten Reitern das Commando, in einen Schwarm aufgelöst, gegen den Flügel der feindlichen Position anzuprellen. Wohl erhielt er auch dort aus Hagelstücken Feuer, und mehrere Pferde und Reiter stürzten, aber seine Hoffnung, den Feind zu einem Ausfall zu locken, schlug nicht fehl — eine schwedische Schwadron trabte seitwärts der letzten Schanze vor und griff die zerstreuten Polen an, welche nach ihrer Fechtweise dem Zusammenstoß auswichen, die Schwe-

den aber mit Geschrei umkreisten, in ihre geschlossene Ordnung hineinschossen und auch auf die äußern Rotten gelegentlich einhieben. Ihr Führer aber war doch mit dem schwedischen Officier, der ihn laut angerufen, in einen ernsthaften Kampf gerathen, wobei der Pole auf seinem gewandten ukrainischen Pferde, das er nach jeder Seite kurz herumwerfen konnte, gegen den schwerer berittenen Schweden im Vortheil war. Beide hatten sich auf den ersten Blick erkannt, sie bestanden sich nicht zum ersten Male im Zweikampf und was zu mitternächtiger Stunde aus persönlicher Ursache abgebrochen worden, sollte nun um kriegerischer Ehre ihrer Standarten willen, auf sonnenhellem Schlachtfelde ausgekämpft werden. Der Schwede war schon im Nachtheil, denn der Pole gewann ihm wiederholt die linke Seite ab, wich seinen kräftigen Hieben aus und vergalt sie mit blitzschneller Schärfe, deren jener sich nur mühsam erwehren konnte — da kamen von beiden Seiten neue Reiterabtheilungen zum Gefecht, eine brandenburgische Schaar nahm die geworfenen Polen auf und in dem Getümmel und Handgemenge, das wie eine Woge über die Fläche rollte, wurden die beiden Kämpfer mitgerissen und getrennt.

Das Heer der Verbündeten hatte während dieses Vorspiels seine Schlachtordnung gebildet, den rechten

Flügel unter General von Quast, den linken unter Schack; eine Kanonade leitete wie immer, den Angriff ein, welcher nun von Quast mit dem größten Ungestüm begonnen wurde. Reitergefecht auf beiden Flügeln hin und her wogend, während das Fußvolk, das in der Minderzahl war, Anfangs unthätig außer Schußbereich blieb. Die Schweden warfen mehrmals die feindlichen Geschwader zurück, das Leibregiment der Königin machte wiederum einen glänzenden Angriff, der Alles durchbrach, was sich ihm entgegen setzte — und bei diesem Angriff führte der Zufall endlich doch herbei, was in der Heimath so oft befürchtet wurde: die Vettern Krockow trafen sich im Handgemenge! Friedrich kannte den Gegner nicht, den er, wo ihn Alles wich, muthig anfiel, und seine eigene Mutter hätte ja Karl Gustav nicht wieder erkannt. Dieser, den Vetter wohl erkennend verschmähte es doch, sich ihm zu nennen, er begnügte sich aber, seine Hiebe zu pariren und schonte ihn, wie er sich gelobt hatte, seit er die letzte feierliche Kunde aus der Heimath erhalten. Da stürzte Friedrich's Pferd, von einer Kugel getroffen, über ihn hinweg wälzte sich die Rückflut der schwedischen Reiter, welche von frischen Kräften angefallen und geworfen waren. Karl Gustav wollte seinem gefallenen Vetter beispringen, ihn retten, es war unmöglich und er gab ihn

verloren! Der Sieg neigte sich nun mehr und mehr auf die Seite der Uebermacht, General Quast, zweimal durch den Leib geschossen, ordnete noch immer neue stets heftigere Angriffe an und die Dänen und Holländer, welche bis dahin fast müßig gewesen, gewannen nun auch Vortheile. Der linke schwedische Flügel unter Henrik Horn wurde vollständig geschlagen, das Fußvolk beinah gänzlich aufgerieben, der rechte unter dem Pfalzgrafen konnte sich wenigstens noch in leidlicher Ordnung nach Nyborg zurückziehen. Aber am folgenden Tage wurde die Festung von der Seeseite durch Ruyter's Flotte beschossen, zu Lande von den Verbündeten angegriffen und mußte sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Die Generäle Horn, Königsmark, Graf Waldeck, Weiher und der Prinz von Sachsen Weimar mit 3000 Reitern wurden gefangen. Der Pfalzgraf, welchem in der Schlacht vier Pferde unter dem Leibe erschossen worden, und Stenbock retteten sich Nachts in einem Boote mitten durch die feindliche Flotte nach Seeland und brachten dem Könige die Nachricht, daß seine Kerntruppe vernichtet und Fünen verloren war.

Karl Gustav fühlte die ganze Schwere dieser Niederlage, über welche ihn der Gedanke, daß er sie nicht persönlich erlitten hatte, nicht trösten konnte, aber er verzagte

nicht. Wohl mußte er gewärtig sein, daß die Sieger nun ungesäumt von Fünen nach Seeland übergehen würden, um ihn hier anzugreifen, ja er sehnte sich danach und traf alle Anstalten, um diesem Angriffe, der zu einem Vernichtungskampfe führen mußte, zu begegnen. Nirgend sah er einen ehrenvollen Ausweg mehr und so war er denn bereit, mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, wenn ihm der Sieg entrungen würde.

In dieser Stimmung traf ihn eine Meldung, welche ihn zu neuer Hoffnung und damit zu neuer Thatkraft weckte. Ein Offizier, der sich in der Schlacht von Nyborg versprengt, und nicht mit dem Reste des Heeres gefangen, auf einem Fischerkahne, noch später als der Pfalzgraf, nach Seeland gerettet hatte, meldete sich im Schlosse von Kronborg und bat um Erlaubniß, dem Könige eine wichtige Nachricht, welche er bringe, selbst vortragen zu dürfen. Der König ließ ihn augenblicklich zu sich kommen. Ein Mann trat ein, dessen Gesicht durch eine Hiebwunde dermaßen gezeichnet war, daß der Monarch bei seinem Anblick ihm entgegen rief: „Nun mit Dir haben sie es ernsthaft gemeint!“

„So ernsthaft, Majestät, daß mich kein Mensch mehr kennt!“ antwortete der Officier und jetzt erst,

am Ton der Stimme und an den Augen erkannte der König, wen er vor sich hatte.

„Bist Du's, mein Pathe?“ rief er mit Theilnahme und legte dem jungen Manne die Hand auf die Schulter. „Armer Karl! Wem verdankst Du diese Narbe?“

Karl Krockow berichtete kurz, daß er sie, schon gefangen und wehrlos, von einem Polen oder Tataren erhalten habe. „Ich glaub's!“ rief der König mit Unmuth. „Und bei Nyborg? Erzähle mir von der Schlacht! Haben wirklich bei der feindlichen Landung die Reiter nicht fechten wollen, wie man mir zur Entschuldigung für den unterlassenen Angriff gesagt hat?“

„Ich weiß davon nichts,“ erwiederte Krockow. „Ihro Majestät Leibregiment wenigstens brannte vor Ungeduld, sich mit dem Feinde zu messen und murrte, als es Befehl zum Rückzuge erhielt. In der Schlacht haben dann wohl alle Regimenter ihre Schuldigkeit gethan.“

„Das weiß ich,“ sagte der König. — Was hast Du mir sonst zu melden?“

„Der holländische Admiral hat sich geweigert, die feindliche Armee mit seinen Schiffen nach Seeland überzuführen, wie ihre Feldherrn begehrten,“ antwortete

Krockow, im vollen Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Nachricht.

„Was sagst Du?“ rief der König erstaunt. „Wie kannst Du das erfahren haben?“

Krockow berichtete, daß er noch zwei Tage auf Fünen sich verborgen gehalten, da er in dem Edelhofe, wo er früher im Quartier gelegen, eine Zuflucht gefunden hatte, sicher vor jedem Verrath. Der Gutsherr hatte die Nachricht, welche er eben gemeldet, aus dem Munde eines hohen dänischen Officiers, seines Verwandten, erhalten und ihm mitgetheilt, als er ihm das Fischerboot verschafft hatte, das ihn nach Seeland übersetzen sollte. Im Lager der Verbündeten solle eine große Entrüstung über den Admiral Ruyter herrschen, der ihnen mit Entschiedenheit die Mittel verweigerte, ihren Sieg zu benutzen.

Der König hörte den Bericht seines Pathen aufmerksam an, befragte ihn noch über Manches und entließ ihn sehr gnädig, um sofort mit seinen Räthen die Wahrscheinlichkeit der erhaltenen Meldung in Erwägung zu ziehen. Sie bestätigte sich bald auf andern Wegen, der Grund war klar: Holland wollte zwar Schwedens Uebermacht verhindern, aber nimmermehr Schwedens Untergang bewirken.

„Das übermüthige Krämervolk hat sich der Waage

in Europa bemächtigt und spielt das Zünglein darin,“ rief Karl Gustav. „Aber seine Zeit wird schon auch kommen!“

Diese kam freilich — ein französischer Minister konnte den Holländern noch unter dem jetzigen Könige von Frankreich sagen, als sie den Friedensbedingungen zu Utrecht widersprachen: On traitera chez vous, de vous. sans vous! Nur erlebte Karl Gustav diese Zeit nicht mehr.

Die Frist aber, die ihm gegeben war, wußte er zu benutzen. Er gab nichts von seinen Forderungen nach, wiewohl er neue Unterhandlungen mit Holland anknüpfte, dagegen nahm er die Geneigtheit zum Frieden wahr, die sich immer mehr und mehr in Polen zeigte und hier wollte er dem Riesenplane, den er Anfangs gegen dies Reich gehegt, entsagen und sich mit der Abtretung des polnisch gebliebenen Theiles von Livland begnügen. Gegen Dänemark aber Angriff noch immer um jeden Preis! Noch gegen Ende des Jahres ordnete er einen Einfall in Norwegen an, den der greise Feldmarschall Lars Kagge, einst im dreißigjährigen Kriege der ruhmvolle Vertheidiger von Regensburg, noch im siebenzigsten Jahre, zerschossen und „zerarbeitet,“ wie er sich selbst nannte, auf des Königs Wunsch übernahm.

Es kam nun vor Allem darauf an, sich der Zustimmung, der opferfreudigen Mitwirkung seines Volkes zu versichern. Der König berief daher einen allgemeinen Reichstag nach Gothenburg, dem er in Person beizuwohnen gedachte. Er übergab den Heerbefehl auf Seeland und den noch besetzten kleinen dänischen Inseln dem Pfalzgrafen von Sulzbach mit der bestimmten Weisung, sobald der Frost wieder den Belt mit Eis belegen würde, nach Fünen überzugehen und die Insel wieder zu nehmen. Angriff, die Seele und der Nerv aller Kriegführung, auch hier!“

Am 18. December landete der König nach langer Abwesenheit wieder auf Schwedens Ufer und fand zu Gothenburg schon einen großen Theil der Landstände versammelt. Zum Landmarschall wurde der Freiherr Gustav Posse, Landeshauptmann in Kronborg-Lehn ernannt; Wortführer des geistlichen Standes war Enander, Bischof von Linköping, Bürgermeister Prytz des Bürger- und Pehr Eriksson von Uxland des Bauernstandes. Nachdem das heilige Weihnachtsfest vorüber war, wurde am 4. Januar 1660 der Reichstag mit gewohnter Feierlichkeit eröffnet, der König hielt vom Throne eine kräftige Rede, in welcher er ungeschmückt die ganze Lage des Reiches darstellte. Zu seinen Füßen saß der Erbprinz, ein Kind von vier Jahren, die

Königin mit dem gesammten Hofstaat wohnte der wichtigen Handlung bei. Nachdem der Erzbischof auf die Thronrede altem Herkommen gemäß geantwortet hatte, wurde die Versammlung entlassen, um demnächst die königliche Botschaft und die Forderungen an Geld und Heeresausschreibung, welche sie enthielt, zu vernehmen.

Frieden, wenn es mit Ehren sein konnte, aber auch nur dann, sonst Fortsetzung des Krieges mit allen Mitteln! Das sprach der König offen aus, selbst gegen Personen, deren Stellung sie eigentlich von seinem Rathe fern halten mußte, freilich waren es immer nur solche, denen er persönlich seine Gnade geschenkt und auf die er sich unbedingt verlassen konnte, wie sein Pathe Karl Gustav Krockow. Dieser war jetzt unter seine Adjutanten aufgenommen worden und genoß des Königs besonderes Vertrauen. Keiner vielleicht vergalt es aber auch mit einer so unbedingten Hingebung und wenn er es für nöthig hielt, mit einer Offenheit, die einen Höfling mit Entsetzen erfüllt hätte. In Sachen der Politik hatte er freilich nur eines Soldaten Urtheil, zuweilen traf er aber doch den Nagel auf den Kopf. Ueber den Krieg dagegen sprach der König gern mit ihm und gab seinen gesunden Ansichten Recht.

„Glaubst Du, daß ich ihn siegreich beendigen werde? fragte er ihn eines Abends, als Krockow den

Dienst hatte und nachdem alle andern Herren entlassen, von ihm zurückgehalten worden war.

„Eure Majestät haben vielleicht nicht mehr Zeit dazu —" antwortete Krockow.

„Was meinst Du?" fuhr der König auf und drückte die Hand an die Stirn, indem er ihn betroffen ansah.

„Ich meine, es wird früher Friede geschlossen werden," erklärte Krockow.

Der König schwieg eine Weile und athmete tief auf, die Hand noch immer an die Stirn gepreßt. „Ich verstand Dich als einen unwillkührlichen Propheten," sagte er dann kurz abbrechend und entließ den Pathen, um noch mit dem Staatssecretair Ehrensten zu arbeiten. Krockow wagte noch eine Warnung vor dieser angestrengten Thätigkeit, welche auch der Leibarzt widerrathe, aber der König wies ihn damit ab.

Allerdings war Karl Gustav schon seit einigen Tagen unwohl, aber er ließ sich dadurch nicht einen Moment abhalten, sich den Regierungsgeschäften, wie den Verhandlungen mit den Gesandten der vermittelnden Mächte, den Operationsplänen für den Krieg im kommenden Frühlinge, wie dem Fortgange des Reichstags zu widmen. Kein Wunder, daß Alles, was seit vorigen Herbst auf ihn geistig eingestürmt war, auch

seine eiserne Gesundheit angegriffen hatte — von Schonung wollte er nichts wissen, ja er schien seine Thätigkeit fast fieberhaft zu verdoppeln und die Vorstellungen seiner Gemahlin fruchteten eben so wenig, als die seiner getreuen Räthe und Diener, weil der Leibarzt, Dr. Köster, lächelnd erklärte, das Unwohlsein des Königs habe gar nichts zu bedeuten und könne nur gefährlich werden, wenn man ihn durch unnütze Besorgniß reize.

Die nächsten Tage bestätigten des Arztes Ausspruch. Der König fühlte sich kräftiger und sprach schon davon, nach Beendigung des Reichstages sich wieder an die Spitze seines Heeres in Seeland zu stellen., ja er berechnete den Tag seiner Abreise nach Kronborg. Gott hatte es anders beschlossen. Am 7. Februar trat plötzlich ein heftiges Fieber ein, das schnell einen lebensgefährlichen Character annahm. Alle Bemühungen Dr. Kösters, alle Gebete der Königin und seiner Getreuen konnten des Himmels unerforschlichen Rathschluß nicht ändern. Karl Gustav selbst erkannte klar, daß seine Stunde gekommen sei und hatte dem Tode zu oft in der Feldschlacht in's Auge gesehen, als daß er ihn fürchten konnte. Mit ungetrübter Geisteskraft bis zum letzten Augenblicke ordnete er alle Angelegenheiten des Reichs, bestellte zur Regentin während der Minderjäh-

rigkeit seines Sohnes die Königin Hedwig Eleonora mit dem Beirath der fünf höchsten Reichsbeamten, empfahl ihnen die sorgsame Erziehung des Thronerben und die Regierung des Reichs nach Schwedens Gesetz und nahm dann von Allen, zuletzt von seiner trostlosen Gemahlin und dem noch unbewußten Knaben, einen männlichen, seines christlichen Sinnes würdigen Abschied. Als er die heiligen Sacramente empfangen und mit dem Bischofe gebetet hatte, ließ er sich zu Bett bringen, wie er zwei Tage nicht gethan. — „Ich weiß wohl, daß ich nun sterben werde, aber Gottes Wille geschehe!" sprach er gefaßt, und zwei Stunden nachher, in der Nacht zum 13. Februar 1660 verschied er, einer der größten Helden Schwedens, ausgezeichnet als Staatsmann, wie als Feldherr. Im kräftigsten Mannesalter, kaum acht und dreißig Jahre alt, mitten aus den Stürmen und Kämpfen, die er zum Theil durch riesenhafte Entwürfe für die Machtstellung Schwedens heraufbeschworen hatte, rief ihn der Herr ab, und es war vielleicht ein Glück für ihn selbst, wie es für die nordische Welt und manches deutsche Land wohl zum Glücke führte — zum Frieden! Wer kann sagen, was geschehen wäre, wenn Karl dem Zehnten, der sich nimmer von fremder Macht Bedingungen vorschreiben ließ, ein längeres Leben beschieden gewesen wäre,

wenn er das Schwert nicht aus der Hand gelegt hätte? Die Bündnisse der Großen dieser Erde sind gar gebrechlich, wer mag ihnen eine Dauer auch nur für wenige Tage verbürgen? Was haben wir in unserer Zeit darin erlebt! Wenn es Karl dem Zehnten nun gelungen wäre, die Bündnisse seiner Feinde zu sprengen, einen oder den andern für sich zu gewinnen, welche unabsehbare Kette von Folgen konnte den Krieg, wie es einst schon in Deutschland geschehen, auf Menschenalter hinaus verlängern und maaßloses Elend über die Völker bringen!

Gott hatte es anders beschlossen. Friede, Friede! tönte es bald durch alle Länder, welche unter der Geißel dieses blutigen Krieges geseufzt hatten und die Glocken von allen Kirchen verkündigten das Segenswerk und riefen die Gläubigen zum Dankgebet. Zu Oliva war der Friede mit Polen, dem Kaiser und dem Kurfürsten von Brandenburg am 23. April, und fünf Wochen später, am 27. Mai, zu Kopenhagen der mit Dänemark geschlossen. Salven im schwedischen Lager, das noch immer vor der dänischen Hauptstadt stand, Kanonendonner von deren Wällen und von den Flotten im Meere begrüßten ihn. Vier Tage später führte der Pfalzgraf von Sulzbach das kleine Heer ab, das kaum noch 3000 Mann zählte; Tausende von Menschen

strömten herbei, den Abmarsch der gefürchteten Schweden zu sehen. Für Schweden zog der Friede keine Verluste nach sich, es behielt alle, außer Bornholm, seine Erwerbungen von Roeskild. In Dänemark aber wurde die Verfassung geändert, die Wahlkrone in eine Erbkrone verwandelt — der Adel konnte es gegen den einmüthigen Beschluß der drei andern Stände nicht hindern. Zugleich wurde dem Könige die unumschränkte Macht übertragen und durch eine neue Huldigung zugesichert, in deren Folge später Friedrich der Dritte dem Staate als Reichsgrundgesetz das sogenannte Königsgesetz von 1663 gab, welches auch die Erbfolge in den deutschen Herzogthümern feststellte und in unsern Tagen, weil der König keine Nachkommen hat, wieder vielfach zur Sprache gekommen ist. Möchte Deutschland nur wenigstens dafür sorgen, daß die Herzogthümer in ihrem übrigen, schwer bedrohten Recht bleiben und sich erinnern, wie einst das viel mächtigere Dänemark, vor der deutschen Hansa sich gebeugt, von Karl X. Gustav aber in Herzen seines Reiches angegriffen worden ist! Fehlt uns die Flotte noch — der Winter baut uns vielleicht eine Brücke über das Eis, wie dem großen Schwedenkönige im Jahre 1658!

Das Friedensfest war in allen Landen des Nordens, wie in unserm deutschen Pommern, gefeiert und

die schöne Sommerszeit brachte manch' fröhliches Wiedersehen. Nach dem Kriege wurden damals noch die meisten Truppen ganz entlassen, denn stehende Heere, wenige Leibwachen der Fürsten und die Festungsbesatzungen ausgenommen, gab es noch nicht; die Herrscher jener Zeit nahmen erst allmälig darauf Bedacht und behielten von ihrer im Kriege ziemlich verwilderten Soldatesca nur einen kleinen Theil, als Kern und Stamm für die neuen bessern Organisationen im Dienst. Waren ihre Schaaren doch meist geworbenes Volk, das sich nun wieder in alle Welt verlief! Aber auch von den Mannschaften, welche im eigenen Lande ausgehoben worden, gab man die meisten dem Ackerbau und Gewerbe zurück — allgemeine Wehrpflicht gab es noch nicht, die Ausschreibung von Rekruten traf daher nur die untern Volksklassen und bei der durch kaum überstandene schwere Kriege gelichteten Bevölkerung bedurfte das Land der Arbeitskräfte gar sehr, welche ihm durch die allgemeine Entlassung wieder zuströmten. Ganze Regimenter wurden aufgelöst, ihre Fahnen und Standarten in die Zeughäuser abgegeben. Der große Kurfürst von Brandenburg ging erst jetzt mit Ernst an die Aufgabe, die er sich gestellt hatte und wie die Souverainetät in Preußen, die ihm der Frieden von Oliva sicherte, das Fundament des preußisch-branden-

burgischen Staates geworden, hat Friedrich Wilhelm auch die Kriegsmacht begründet, auf welche sich derselbe stützt.

In Schweden war eine andere Wehrverfassung seit den Wasa's eingeführt und besteht in ihrem Wesen noch: Das Indelta, das System der „eingetheilten" oder angesiedelten Truppen. Darum konnten dort noch größere Entlassungen Statt finden und namentlich kehrten auch die Pommern, welche in den letzten Jahren theils geworben, theils zwangsweise eingestellt waren, in ihre Heimath zurück, viele Officiere, auch die unter den Fahnen Karl Gusta's ruhmvoll gedient hatten. Auf Lossin hofften die Eltern, daß ihr Sohn, nun sein Kriegsherr gestorben, ebenfalls heimkehren und dem Vater treu zur Seite stehen, bald eine gute Heirath schließen und dann das Gut übernehmen werde, wie es der Vater einst gethan hatte. Die Mutter zagte zwar von dem ersten Momente des Wiedersehens, der ihr den Liebling so grausam entstellt zuführen sollte, aber ihre Liebe hatte sich dadurch eher gesteigert und sie war als echtes Soldatenkind tapfer genug, um sich bald auch an den schlimmsten Anblick zu gewöhnen. Da erschien Karl, ohne sich anzumelden, unerwartet eines Tages zu Lossin und die Mutter erschrack doch, als sie ihn sah, so heftig, daß sie ihre ganze Fassung

verlor und durch Erika beschämt wurde, welche dem Bruder mit Zärtlichkeit entgegeneilte, als habe sie gar keine Augen für sein entstelltes Gesicht. Es war aber nur ein schwacher Moment bei Frau Ebba, der schnell vorüber ging und sie wog ihn auf durch die innigste Begrüßung; als dann der Vater kam und Karl selbst herzhaft über sein Aussehen sprach, ja scherzen konnte, da war, wenigstens für den Augenblick, das Schwerste überwunden, wenn auch noch im Stillen manche Thräne darum floß.

Mehr Kummer machte ihr jedoch, daß all' die schönen Pläne zerronnen, welche die Eltern bereits für die Zukunft gefaßt hatten. Karl erklärte, daß er seinem sterbenden Herrn versprochen habe, dem jungen Könige treu zu dienen, ihn nimmer zu verlassen und sein zartes Alter zu behüten; er war von der Königin Mutter zum Begleiter ihres Sohnes ernannt, dessen Gouverneur der Reichsrath Horn geworden war. Mit Freuden hatte Karl Gustav Krockow diesen ehrenvollen Dienst angetreten und nur einen kurzen Urlaub in die Heimath genommen, um seine Eltern wieder zu sehen und ihnen seine neue Lebensstellung mitzutheilen. Die Mutter war traurig darüber, der Vater hingegen, der seines königlichen Feldherrn Gedächtniß ehrte, konnte nur mit dem Sohne einverstanden sein.

„Nach Wildenitz wirst Du uns aber noch begleiten!“ sagte er.

Karl wies die Unmöglichkeit nach — er war von Allem unterrichtet, was sich seit dem Frieden in der Familie zum glücklichsten Einverständniß gestaltet hatte, aber seine Zeit war gemessen und er konnte nicht daran denken, sich einer so weiten Reise, welche obenein erst in drei Wochen Statt finden sollte, anzuschließen.

„Bringt meinem Vetter den besten Gruß, den aufrichtigsten Handschlag und Glückwunsch!“ sprach er mit einer Bewegung, deren tiefern Grund selbst die Mutter nicht ahnte und niemals erfahren hat. In seine Brust verschloß er bis an das späte Ende seines einsamen Lebens, daß er die Jungfrau im fremden Lande, welche ihr Herz dem Vetter zugewandt, mit heißer verborgener Leidenschaft geliebt hatte! Niemand hat je von ihm erfahren, was er gefühlt, als er zu mitternächtlicher Stunde an Wanda's Gruft geführt wurde und wenn er sich nicht entschließen konnte, selbst auf den Wunsch der Königin nicht, sich eine Gattin zu wählen, so mußte die Welt sich damit begnügen, daß seine Narbe den Vorwand dazu abgab, welche nur Abscheu, nicht Liebe erregen könne. — Der Mutter war es bekannt, daß er seinem Vetter Friedrich gegrollt, weil er ihn im Verdacht gehabt, mit dem Herzen

Wanda's ein frevelhaftes Spiel getrieben zu haben, aber darüber war er ja durch Wanda's Bruder bei dem Zusammentreffen mit ihm hier aufgeklärt worden und sie freute sich daher aufrichtig der Versöhnung, die jetzt aus seinen Worten sprach.

Fritz Krockow war vor Kurzem hier gewesen. Er hatte den Kriegsdienst verlassen, weil sein Regiment mit andern aufgelöst worden war, und wollte nun, bis der Kurfürst wiederum zu den Waffen rufen würde, auf seines Vaters Wunsch das alte Erbgut bewirthschaften, welches ihm Herr Detlev für den Fall, daß er eine Hausfrau heimführe, trotz seiner frühern Aeußerungen, zu übergeben beabsichtigte. So war er denn auf Lossin erschienen, und hatte um die Geliebte seines Herzens nach der Väter Sitte bei den Eltern geworben, ehe er Erika selbst ein Wort gesagt hatte. Nöthig war das freilich nicht gewesen: junge Herzen haben zu allen Zeiten auch ohne Worte sich zu verständigen gewußt. Ein Schreiben Detlev's an seinen Bruder, wunderlich genug abgefaßt und mit dicken Buchstaben fast unleserlich geschrieben, hatte die Werbung seines Sohnes unterstützt und eine wiederholte Einladung nach Wildenitz gebracht, da er selbst der Verlobung, falls sie genehmigt werde, nicht beiwohnen könne; zur Hochzeit aber wolle er sich jederzeit, dafern sie nicht in den

härtesten Winter verlegt werde, einfinden. Die Eltern hatten dann mit ihrem Kinde gesprochen und aus vollem Herzen ihren Segen gegeben. Bald nach der Verlobung war Fritz im Vollgefühl seines Glückes wieder abgereist, wie er dem Vater versprochen hatte; die Reise nach Wildenitz, welche Barnim seinem Bruder, — wenn Friede sein werde — schon zugesagt, war beschlossen. Karl Gustav schied von den Seinigen viel früher, ehe sie zur Ausführung kam, die Mutter trennte sich mit schwerem Herzen von ihm, da sie ihn wohl nur selten wiedersehen konnte und für seine Zukunft keine frischen, wohlthuenden Hoffnungen hegte. Ein Leben in kalter Pflichttreue — es hatte wohl seine Berechtigung und innere Befriedigung, aber konnte es den heißen Wünschen, welche sie für das Glück ihres Lieblings hegte, genügen?

Wie anders dagegen Erika's Zukunft! Welch' ein treues und lauteres Herz hatte sie gewonnen, wie glücklich sollte sie werden! Auch der Oheim, der nun ihr Vater werden sollte, hatte ihr schon in Lossin eine wahrhafte Zuneigung geschenkt und empfing sein Töchterlein, wie er sie gleich nannte, mit einer Freude, die in ihrem etwas derben Ausdruck ein feines Hoffräulein vielleicht erschreckt haben würde. Erika war aber bei allem natürlichen Zartsinn doch ein kerniges, ge-

sundes Landmädchen und kannte des Oheims Weise, die ihr doch nur bewies, wie lieb er sie hatte.

„So lieb, ja," betheuerte Detlev, „daß, wenn es nicht um die Aehnlichkeit wäre, ich noch heut mit dem kurfürstlichen Officier da kurzen Proceß machen und selbst um die Hand meiner lieblichen Nichte — Gott verzeih' mir die Sünde! — freien würde. Geistlichen Consens wollte ich schon erhalten!"

„Auch bräutlichen — Herr Bruder?" entgegnete Barnim lachend.

„Glaubst Du, ich könne gegen den Milchbart nicht aufkommen?" versetzte Detlev barsch. „Kommt jedoch, daß ich euch zeige, ob ich wegen der Aehnlichkeit Recht gehabt."

Er führte seine Gäste in das große Zimmer, wo schon die Tafel gedeckt war und viele Familienbilder in dunkeln Rahmen von der Wand hernieder schauten.

„Sieh her, Barnim," sagte er ernst, „das ist Deine Mutter."

Alle waren überrascht. Wenn auch das Bild nicht von Meisterhand gemalt war und schon von der Zeit gelitten hatte, ließ sich doch die Aehnlichkeit, welche Detlev oft angedeutet, nicht verkennen. Ihre Züge, besonders ihre Augen, hatten sich wunderbar auf die Kinder ihrer beiden Söhne vererbt.

„Das ist ein Segen für sie, eine glückliche Verheißung! sagte Frau Ebba gerührt und Detlev nahm stumm die Hände des jungen Paares und legte sie noch einmal, zur zweiten Verlobung nun auch in seiner Gegenwart in einander.

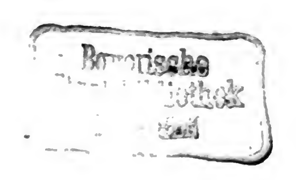
Bei Tafel dann wurde Alles freier und fröhlicher besprochen, Vergangenheit und Zukunft, der überstandene Krieg, des Königs plötzlicher Tod und der Friede, welchem man nur Dauer wünschte. Dabei trat denn freilich wieder die Meinungsverschiedenheit der Brüder hervor, sowohl in Bezug auf den verstorbenen Monarchen, als auf die Bedingungen des Friedens. Barnim behauptete, daß Karl Gustav, sein König, bei längerem Leben doch über alle Feinde gesiegt, Dänemark zertrümmert und ganz Pommern dem Reiche einverleibt haben würde. Detlev bestritt das und tadelte die bisher siegreichen Verbündeten, daß sie Schweden Alles gelassen, was Karl Gustav erobert, daß nicht wenigstens der Kurfürst den ihm widerrechtlich einst vorenthaltenen Theil vom Erbe des alten Greifenstammes zurückgefordert und so das liebe Pommerland wieder vereinigt habe, nachdem die Feuerkugel, welche über den Himmel gefahren war und ihn für kurze Zeit in Brand gesetzt hatte, so schnell zerplatzt und erloschen sei.

Auf dies Gleichniß wollte Barnim heftig antwor-

ten, Frau Ebba jedoch kam ihm zuvor und sagte mild: „Ehret Gottes Rathschluß! Die Menschen sind doch nur Werkzeuge in Seiner Hand! Was geschehen soll nach Seinem Willen, daran können Menschen nichts ändern. Er hat Frieden der Welt geschenkt — Fried' und Eintracht walte auch zwischen uns, auf daß unser Glück ungetrübt bleibe!“

Da hob Detlev seinen mächtigen Pokal und rief: „Erik Slange's tapfere Tochter soll leben! Sie hat uns Beide niedergeschlagen. Friede sei mit dem Könige, den der Herr heimgerufen hat, Friede mit uns Allen — und Gott wolle einst auch unser Pommerland in Frieden wieder vereinigen!“

Ende des zweiten und letzten Theils.





Prospectus.

Belletristischer Salon.

Bibliothek der vorzüglichsten Romane des Auslandes in gediegenen Uebersetzungen.

Wir erlauben uns hiermit dem Publikum ein Unternehmen zu empfehlen, das wir nicht ohne reifliches Nachdenken ins Leben gerufen haben. Wir haben uns keineswegs verhehlt, daß es bei uns an Uebersetzungen der guten und schlechten Erzeugnisse der englischen und französischen Presse durchaus nicht fehlt, und daß es vielleicht gar nicht wünschenswerth sein würde, die Zahl der bereits erscheinenden Uebersetzungsbibliotheken noch vermehrt zu sehen. Allein nachdem Niemand die Vorliebe des deutschen Publikums für die großen dramatischen Erzähler Englands und Frankreichs unberechtigt finden kann, wird jeder hervorragende Roman in Deutschland auch vielfach übersetzt werden.

Die Aufgabe, welche wir uns stellen, können wir wohl am besten durch die Wahl dokumentiren, die wir für unseren „Belletristischen Salon" treffen werden. Spannende und fesselnde Darstellung großer sozialer Konflikte, so wie Schilderungen geschichtlich bedeutsamer Epochen und Personen sind die ersten Erfordernisse der Romane, die wir unsern Lesern in fließender Uebersetzung vorführen wollen, wogegen wir die Produkte einer überreizten Phantasie entschieden fern halten werden.

Schon die erste Wahl, die wir getroffen, indem wir dem Publikum den so großes Aufsehen erregenden Roman der gefeiertesten Schriftstellerin Frankreichs in gediegener, fließender Uebersetzung darbieten, zeigt die Richtung, welche wir einschlagen wollen; wir werden auch fortan bemüht sein, jeden bedeutenderen englischen oder französischen Roman unmittelbar nach dem Erscheinen unserm „Belletristischen Salon" einzuverleiben.

Der „Belletristisch Salon“ wird in Lieferungen von 6 Bogen kl. 8. in Umschlag geheftet, in sauberer Ausstattung erscheinen; 24 Liferungen — wovon allmonatlich zwei ausgegeben werden — bilden einen Jahrgang.

Der Pränumerationspreis für den ganzen Jahrgang von 24 Lieferungen beträgt 6 fl. 48 kr. ö. W. 4 Rthlr., somit für die Lieferung 27 kr. ö. W. 5 Ngr.

Bei Vorausbezahlung des Pränumerationspreises von 6 fl. 48 kr. 4 Rthlr. erhalten die Abonnenten mit der 4. Lieferung gratis als Prämie eine große, schöne Lithographie:

„Die Familie des Verbrechers,“

welche als Zimmerzierde passende Verwendung finden wird.

Auch denjenigen Abonnenten, welche den „Belletristischen Salon“ nach und nach in einzelnen Lieferungen a 27 kr. ö. W. 5 Ngr. beziehen wollen, liefern wir diese Prämie mit der letzten (24.) Lieferung gegen Nachzahlung von 27 kr. ö. W. 5 Ngr.

Einzelne Romane werden nur zum Preise von 40 kr. = 7½ Ngr. pro Lieferung abgegeben.

Wien, im Januar 1862.

Die Verlagsbuchhandlung von

H. Markgraf & Comp.,

Wollzeile 774.

☞ Lieferung 1 und 2, enthaltend: „George Sand, Die Familie Germandre,“ sind bereits erschienen und kosten zum Pränumerationspreis je 27 kr. 5 Ngr. im Ladenpreis je 40 kr. 7½ Ngr. Die dritte Lieferung erscheint in den nächsten Tagen und beginnt mit der Publikation von: „East Lynne. Ein Bild aus dem englischen Familienleben von Mrs Henry Wood,“ welches jetzt in England so großes Aufsehen gemacht hat.

Druck von Lutschansky & Spitzer.